

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339358](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339358)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Gute Folgen einer Ohrfeige.

In einer der bedeutendsten Handelsstädte Norddeutschlands, — der Name thut nichts zur Sache, — lebte vor mehreren Jahren der Kaufmann Müller. Diesem angesehenen und geachteten Bürger begegnete, bei seinen Geschäftsgängen durch die Straßen der Stadt, oftmals ein junger, wohlgeleiteter Mann, der ihn sehr freundlich, ja fast zutraulich grüßte. Der Handelsherr erwiderte diesen Gruß zwar gern, da er sich jedoch nicht erinnerte, den freundlich Grüßenden je zuvor gesehen zu haben, so war er der Meinung, der junge Mann verwechsle ihn mit jemand, der vielleicht einige Ähnlichkeit mit ihm habe.

Eines schönen Tages nun war Herr Müller zu einem seiner Freunde geladen, und als er zur bestimmten Stunde auf dem Landsitze desselben eintraf, fand er den nämlichen jungen Mann schon mit dem Gutsherrn, im eifrigen Gespräche, die schattigen Alleen des geräumigen Gartens auf- und abwandeln. Er näherte sich den Beiden, die ihn auch schon aus der Ferne bemerkt hatten.

Der Hausherr wollte nun seine Freunde einander vorstellen, damit sie sich gegenseitig bekannt würden, aber der Jüngere machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und sagte: „Das ist nicht nöthig, wir kennen uns schon seit vielen Jahren!“

„Ich glaube, Sie sind im Irrthum, mein Herr,“ nahm jetzt Müller das Wort; „was mich betrifft, so hab' ich allerdings manchen freundlichen Gruß von Ihnen erhalten, außerdem aber sind Sie mir gänzlich fremd und unbekannt.“

„Und dennoch bleibt es dabei,“ versicherte der junge Mann, „ich kenne Sie schon lange, und habe mich sehr gefreut, Sie heute hier zu sehen und Gelegenheit zu haben, meinen herzlichsten Dank Ihnen auszusprechen.“

„Wahrlich, das ist mir ein Räthsel!“ verwunderte sich der Kaufherr; „wie ist es möglich, daß ich Sie zum Dank verpflichtet habe, wenn ich Sie gar nicht genauer kenne?“

„Ja, das ist freilich eine alte Geschichte,“ war die Antwort, „aber wenn wir uns auf diese Bank hier niedersetzen und Sie mir für einige Augenblicke ein geneigtes Ohr leihen wollen, so glaube ich, werden Sie sich meiner vielleicht doch wieder erinnern.“

Die drei Männer nahmen Platz auf der Gartenbank, und der Jüngste begann zu erzählen:

„Es sind jetzt siebenzehn Jahre her; ich war dazumal ein neunjähriger Knabe. Eines Morgens dachte ich auf meinem Wege in die Schule darüber nach, wie angenehm es sein würde, wenn ich zu dem Stücklein Brod, das die Mutter zum Frühstück mir mitgegeben, auch einen Apfel hätte; meine Kameraden aßen oft so schöne große Äpfel, und ich bekam nur höchst selten Obst. Mit solchen Gedanken im Kopfe gelangte ich auf den Marktplatz, über den mein Weg führte. Da standen viele Körbe voll der ausserlesten Früchte, die mich so recht verführerisch anlachten. Unwillkürlich blieb ich stehen, um sie genauer in Augenschein zu nehmen. Eine der Verkäuferinnen hatte eben ihren Obstkörben den Rücken gekehrt, und schwagte angelegentlich und eifrig mit der Nachbarin. Plötzlich kam mir so der Gedanke: sie wird's ja kaum bemerken, wenn du einen Apfel nimmst; sie behält doch noch eine gar große Menge. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, streckte meine Hand aus und wollte eben ganz vorsichtig den gestohlenen Apfel in die Tasche stecken, als ich, haidebreitisch, eine derbe, gutgefalgene Ohrfeige bekam, also, daß ich vor Schmerz und Schrecken den Apfel fallen ließ.“

„Junge, wie heißt das siebente Gebot?“ ertönte streng und erst die Frage hinter mir, und dieselbe Stimme sagte weiter: „Nun, ich hoffe, daß es das erstemal ist, wo du deine Hand nach fremdem Gut ausgestreckt hast; laß es zugleich das letztemal sein!“ — Ich fühlte, wie die Schamröthe auf meine Wangen stieg und wagte kaum die Augen aufzuschlagen, doch aber sind mir die Züge des strafenden Mannes eben so unvergesslich geblieben, wie der ganze leidige Vorfall selbst. Anfangs war ich in der Schule gar sehr zerstreut; immer und immer klangen in meinen Ohren die Worte wieder, welche ich gehört hatte; mein Herz war übervoll, ich hätte weinen mögen! Am meisten aber hafteten meine Gedanken an dem Schlusse: „Laß es zugleich das letztemal sein!“ und ich nahm mir fest vor: Ja, es soll gewiß das erste und das letztemal sein! — Aber noch lange Zeit nachher, wenn wir unsern Katechismus auf sagten und der Lehrer fragte: „Wie heißt das siebente Gebot?“ erinnerte mich das heftige, ungestüme Klopfen meines Herzens an jenen so wichtigen Morgen.

„Als ich nach einigen Jahren die Schule verließ, kam ich, durch wohlwollende Vermittlung

von Bekannten, in eines der besten Handelshäuser der Stadt Bremen, gab mir tüchtig Mühe etwas Rechtes zu lernen und reiste von dort nach Südamerika. Es wird Sie nicht befremden, meine Herren, wenn ich sage, daß die Versuchungen, Andere zu überdortheilen und so seine Hand nach fremdem Gut auszustrecken, für einen jungen Kaufmann nicht selten sind; auch mich verschonten dieselben, weder in Europa noch in Amerika, keineswegs, allein sobald sie mir nahe traten, war's mir immer, als fühlte ich auf's Neue die gewichtige Ohrfeige und als hörte ich die ersten Worte: „Laß es zugleich das letztemal sein!“ Dieses half mir alle derartigen versuchenden Anträge und Zumuthungen standhaft zurückzuweisen.

„Seit fünf Monaten bin ich jetzt wieder in meine Vaterstadt heimgekehrt, und mit innigem Danke gegen den getreuen und wahrhaftigen Gott darf ich sagen, daß bei dem nicht unbedeutenden Vermögen, welches ich mit herübergebracht habe, gewiß kein Pfennig fremden oder unrechten Gutes ist.“

Hier hielt der junge Mann einen Moment inne, denn er war augenscheinlich selbst sehr bewegt und erregt worden durch seine Erzählung; dann aber ergriff er Herrn Müller's Hand, drückte sie kräftig und innig und sagte: „Erlauben Sie, geehrtester Herr, daß ich diese Hand, welche mir eine solche Wohlthat erwiesen hat, recht warm und dankbar drücken darf!“

„Und Sie werden mir auch erlauben,“ entgegnete Herr Müller, indem er ihn mit thränendem Auge herzlich umarmte, „daß ich den Mann recht, von ganzem Gemüthe, lieb haben darf, der einer solchen Dankbarkeit fähig ist, und der im spätern Leben so treu und gewissenhaft gehalten hat, was er einst als Knabe gelobte!“

Die verlegte Glocke.

Die große Glocke hoch im Kirchturme des Landstädtchens hatte, man weiß nicht wie, einen starken Riß bekommen, welcher Schuld daran war, daß die Glocke, wenn sie geläutet wurde, einen gar seltsamen Klang und Ton hatte, wodurch ihr Gebrechen rundum sich verkündete und Anlaß gab zu tadelnden Bemerkungen. Ein weiser und erfahrener Bürger des Städtchens zog daraus folgende lehrreiche Anwendung: So ist's fast unmöglich, daß hochgestellter Personen Schwächen und Fehler sollten verborgen bleiben. Je höher sie über den gewöhnlichen Menschenkindern stehen, desto weiter auch höret man ihren guten oder mangelhaften Klang. Bei geringen Leuten werden gemeinlich große Fehler für klein geachtet, und

je niedriger sie sind, je mehr und eher wird eine böse Nachrede von ihrer Niedrigkeit verschlungen. Bei großen Leuten aber werden auch geringe Mängel als groß beachtet, und wegen ihrer Höhe desto weiter ausgebreitet, Viele verführend. — Behüte mich, mein Gott, daß ich Niemanden Aergerniß gebe! Ich will lieber niedrig, unbekannt und rechtschaffen und fromm sein, als hoch und berühmt und dabei aber gottlos erfunden werden!

Bist du auch dieser Meinung, lieber Leser?

Der falsche Prophet.

Im Sommer des Jahres 1692, — 's ist also schon ziemlich lange her, — trieb sich in Berlin ein seltsamer Abenteurer herum, der, angethan mit einem langen morgenländischen Kleide, einen großen Stab in der Hand, sich als den zweiten Propheten Elias verkündigte, gewaltig schalt auf die Sünden des Volkes, dennoch aber von den Almosen lebte, die eben dieses leichtgläubige Volk, wohl oder übel, ihm spendete. Es war halt dem Schwindler gelungen, den gemeinen Leuten, die nicht weiter denken, als ihnen die Nase geht, Angst und Schrecken einzujagen. Am Tage hielt sich der arbeitscheue Prophet gewöhnlich auf dem Nikolaikirchhof, im Schatten einer großen Linde, auf, vor dem Hause des Predigers und Magisters Schade, woselbst er theils sonderbare Ansprachen hielt an das versammelte Volk, theils mit Schreiben sich beschäftigte. Er richtete seinen Eifer ganz besonders gegen den Besitzer jener Linde, einen der ausgezeichnetsten Pfarrer der Hauptstadt von Preußen, dem jegliche Menschenfurcht fremd war, wie auch nicht minder gegen den Probst Philipp Jakob Spener, einen geborenen Rappoltzweiler, dessen ehrenhafter Name weit und breit in Deutschland und auch weiter noch rühmlichst bekannt war. Der falsche neue Prophet Elias bezeichnete diese frommen Geistlichen, in seiner wunderlichen Sprache, als „Heuchler und Babelsbauer, die nicht recht durchbrechen und den Fuchs nicht beißen wollten.“ Die verunglücktesten Ehrenmänner achteten wenig auf des Propheten unsinniges Treiben und hielten's auch nicht für nöthig, den Schutz und die Hülfe der Obrigkeit gegen den Schreier in Anspruch zu nehmen, sondern sie schwiegen, obgleich ihre Geduld oftmals arg auf die Probe gesetzt wurde.

Da geschah's nun, daß ein junger Mann, Namens Nikolaus Lange, in Berlin einwanderte, ein gelehrter und frommer, dabei aber zugleich ein lebenskräftiger und muthiger Theologe. Dieser bezog eine Wohnung im Hause des ihm befreund-

deten Pfarrers Schade, und war sehr bald mit sich im Reinen über den abenteuerlichen, prophetischen Schwindler, dessen Gebahren er von seinem Zimmer aus beobachten konnte. Gleich an einem der ersten Morgen ging der baumstarke Lauge vor das Haus und schnurstracks auf die Linde los, unter welcher der tolle Eiferer sein Wesen trieb, ergriff ihn mit nervigem Arm, trug ihn ins Pfarrhaus und setzte ihn dort im Holzschuppen ziemlich unsanft nieder. Nachdem er dem ganz Verblüfften vorerst eine kurze aber erbauliche und eindringliche Straßpredigt gehalten, daß es ganz wider Gottes Willen sei, sein Brod in solchem Schmäßen und Anfeinden und in Müßiggang zu essen, setzte er hinzu, der falsche Prophet werde ihm darum hoffentlich danken, wenn er ihm augenblickliche nützliche Beschäftigung gebe, die er zudem auch freundschaftlich mit ihm theilen wolle. Zu solch nützlicher Arbeit gehöre unter Andern das Holzsägen, was nebenbei auch gar kurzweilig ist; sie wollen gleich mit einander anfangen, für's erstemal nur vier Stunden lang.

Obwohl jammernd und schreiend und die Hände verzweifeln über dem Kopfe zusammenschlagend, mußte der falsche Elias gebulbig sich fügen, denn dem jungen kräftigen Manne ließ sich nicht widersprechen, und so mußte der allgefürchtete Prophet, trotz des starken Anhangs, den er bei dem unbedachten und leichtgläubigen Volke hatte, tüchtig die Holzsäge handhaben. Winselnd und stöhnend rief er einmal um's andere über der ungewohnten Arbeit aus: „Wehe! der Prophet Elias muß Holz sägen! Wehe über dich, o du verderbtes und sündhaftes Geschlecht!“

Der junge Gottesgelehrte aber bellümmerte sich blutwenig um dieses Gejammer, sondern spornete kräftig zur Arbeit an. „Fortgesetzt, nur fortgesetzt!“ rief er mit ernster Stimme; „hier ist keine Zeit zum Stöhnen! Frisch gearbeitet muß werden! Der erste Prophet Elias ist kein Müßiggänger und Faulenzer gewesen, warum wollte es denn der zweite besser und bequemer haben?“ —

Nachdem nun die Weiden so von acht Uhr bis Mittag gearbeitet hatten, sagte Nikolaus Lange: Jetzt, guter Freund Elias, haben wir heute mit einander ehrlich und redlich gearbeitet, darum vergönnt uns der liebe Gott auch, daß wir einen Bissen Brod gemeinschaftlich essen!“ Und er nahm den Ermüdeten und Hungrigen mit sich hinauf an den Mittagstisch, woselbst er ihm noch tüchtig und kraftvoll in's Gewissen rebete, „vom unordentlichen Leben und vom Betrug des Fleisches.“ Nach beendigter Mahlzeit entließ er ihn mit der wohlwollenden Versicherung, er werde, falls er ihn jemals wieder unter der Linde schreien

höre oder faulenzeln sehe, ihn augenblicklich in's Haus herein holen zur gesegneten Arbeit am Sägebock. Vor diesem Bock aber und der scharfgezahnten Säge hatte der in die Zucht genommene Abenteurer einen so gewaltigen Respekt, Abscheu sogar, daß er noch an selbigem Tage nicht nur seinen bisherigen Standort unter der Kirchhoflinde verließ, sondern die Stadt Berlin selbst, um sein Glück anderswo zu versuchen und auf die Leichtgläubigkeit der Menschen zu spekuliren.

Auch das vorige und das jetzige Jahrhundert sind bekanntlich nicht arm gewesen an ähnlichen verschrobenen Menschen, die ihre hirnerbrechte Richtung oder müßiggängerische Schwärmerei als etwas Religiöses und Bebeutames, ja Wunderbares sogar, bei Leichtgläubigen geltend machen und von ihrer Dummheit bequemer leben wollten; doch waren nicht immer körperlich und geistig gesunde Männer bei der Hand, die solche Thoren zwangen, die Art, den Spaten oder die Holzsäge zu ergreifen, um den schädlichen Wahn mit nützlicher That zu vertauschen. Möge, bei vorkommender Gelegenheit, das Beispiel des wackeren Nikolaus Lange beherzte Nachahmer finden! Unsinnige Schwärmerei und geistlicher Hochmuth sollen ferne von uns bleiben, dem schlichten, einfachen und finblichen Sinne aber und der Demuth wollen wir huldigen ohne Rückhalt!

Trachtet nicht nach hohen Dingen!

Nur der Demuth kann's gelingen.

Wenn's das ew'ge Kleinod gilt;

Sie kann vor dem Fall bewahren,

In Versuchung und Gefahren

Ist sie uns der beste Schild.

Wenn Arbeitslust mit Demuth wir verbinden,

Dann werden wir auch Gottes Segen finden.

Kampf mit einem Eisbären.

(Mit einer Abbildung.)

Ein alter Seemann, der eine Reihe von Jahren am Bord eines zum Wallfischfang ausgerüsteten Schiffes zugebracht hatte, erzählte eines Abends in traulichem und gemüthlichem Freundeskreis, unter andern Begebenheiten, die er in seinem gefahrvollen Berufe erlebt, auch die folgende Geschichte über einen furchtbaren Kampf mit einem Eisbären.

Eines Tages, — so fing der Erzähler seine Mittheilung an, — als mehrere von unserer Schiffsmannschaft einem prächtigen Eisberge droben im hohen Norden nachschauten, welcher langsam und majestätisch unter dem Winde dahintrieb, glaubte ich, Dant meinem scharfen Gesicht, etwas Lebendiges darauf zu bemerken und sagte dies

meinen Gefährten. Da jedoch keiner von ihnen etwas wahrnehmen konnte, so behaupteten sie, es sei eine Täuschung.

„Ein Eisbär ist's!“ sagte einer der Schiffsoffiziere, welcher meine Bemerkung gehört hatte und nun mit seinem Fernrohr nach dem Gegenstand anschaute.

Diese Nachricht brachte eine bedeutende Erregung hervor unter der Schiffsmannschaft. Seit mehreren Tagen hatten wir ein ziemlich einförmiges Leben geführt und Einigen unter uns gelüstete es nach einem kühnen, wenn auch gefährvollen Abenteuer. Wir hielten deshalb den Kapitän, einen sehr leutseligen und wohlwollenden Mann, dem entdeckten Bären einen Besuch in seinem Eispalast abstatte zu dürfen, was auch gewährt wurde, doch zugleich mit der ausdrücklichen Warnung zur Vorsicht, welche aber, in diesem Augenblick, wenig Beachtung unter uns fand.

Nachdem sich unser Schiff, so weit solches seine Sicherheit gestattete, dem schwimmenden Eisberge genähert hatte, wurden die Anker ausgeworfen und zehn von uns sprangen, mit Flinten, Pistolen, Alexen, Speeren und Harpunen bewaffnet, in das bereit gehaltene Boot und ruderten, frischen, frühlichen Muthes voll, dem Kampfsplatz zu.

Wir Alle hatten schon Mancherlei über die Eigenschaften und Stärke des Thieres, das wir bekämpfen wollten, gehört, wir Alle wußten, daß der weiße Bär der Polargegenden der größte, wildeste und schrecklichste Vertreter unter seinen Geschlechtsverwandten ist; die Meisten von uns hatten ihn bereits mit eigenen Augen gesehen, und zum Ueberfluß fehlte es auch nicht an haarsträubenden Geschichten, in welchen derselbe eine Hauptrolle spielt. Troßdem aber ruderten wir leichten Herzens dahin. Waren wir ja doch gewohnt, unser Leben Tag für Tag auf's Spiel zu setzen, und den Meisten von uns war es gar nicht wohl, wenn sie sich in vollkommener Sicherheit wußten.

Ich für meinen Theil war, als wir uns dem riesigen Eisberge, der mit seinen Säulen und Thürmen und Zacken wie Gold und Silber in der Sonne zwitzerte, näherten, von dem prachtvollen Anblicke so hingerissen und bezaubert, daß ich die Gefahr, welcher wir entgegenzogen, gänzlich vergaß.

Wir hatten uns dem Berge von einer Seite genähert, welche uns den Anblick des Bären während einiger Zeit entzog; jetzt aber sahen wir uns plötzlich, in ziemlicher Nähe, dem wilden Kumpan gegenüber. Er saß in einer Art Nische oder Höhlung, etwa fünfzehn Fuß über dem Meerespiegel, und sah anfänglich ganz vergnügt und behaglich

aus. Kaum aber war er unserer ansichtig geworden, versiel er sogleich in eine andere Stimmung und gab uns durch dumpfes Brummen und Zähnefletschen deutlich genug zu verstehen, was wir zu erwarten hätten, wenn wir es wagen sollten, ihn in seinem Gebiete anzugreifen.

Es war in der That ein schrecklich aussehender Gegner, wenigstens zwölf Fuß lang und von verhältnißmäßiger Höhe und Breite. Bei seinem Anblicke stieg die Frage in mir auf, was aus einem einzelnen Manne werden würde, der sich im Bereiche seiner ungeheuren Tagen befände. Ich weiß, daß der Löwe von Asien und Afrika als König der Thiere und Beherrscher der Wildniß anerkannt ist, aber ich glaube, daß er sich weber in der Stärke noch an Wildheit mit dem Ungeheuer der Polargegenden zu messen vermag.

Als unser Boot sich bis auf etwa zweihundert Fuß Entfernung dem Bären genähert hatte, schlug ich vor, anzuhalten und Rath darüber zu pflegen, wie wir am Besten bei dem Angriffe zu Werke gehen könnten, aber unser Bootsmann war der Ansicht, daß wenig oder gar keine Gefahr dabei sein werde, wenn wir dem Thiere sogleich auf den Leib rückten und ihm eine volle Salve aus unsern Schießgewehren gäben, weil es durch die vielen Kugeln, wenn auch nicht auf der Stelle getödtet, doch so schwer verwundet werden müßte, daß es uns keinen Schaden mehr zufügen könnte.

So ruderten wir bis auf fünfundsiebzig Fuß Entfernung weiter vor, indeß der Bär fortwährend brummte und die Zähne fletschte. Hierauf brachten wir das Boot herum, so daß es mit der Breitseite gegen unser riesenhafte Bild zu liegen kam, und machten uns schußfertig. Matrosen sind gewöhnlich schlechte Schützen, und ich sah voraus, daß selbst auf so kurze Entfernung, nicht die Hälfte der Kugeln den Bären treffen, und daß es überhaupt noch sehr ungewiß sei, ob ihm eine tödtliche Wunde beigebracht würde. Allein ich war nicht der Anführer der Mannschaft, sondern unser Bootsmann, und folglich blieb mir nichts übrig, als den Befehlen zu gehorchen. Indeß zielte ich so gut als möglich und feuerte mit den Kameraden mein Gewehr ab. Zu meinem Schrecken aber mußte ich sehen, daß der Eisbär sogleich seinen Stand verließ, in's Wasser sprang und mit einer Schnelligkeit auf uns zuschwamm, welche sattem bewies, daß er nicht arg verwundet sein konnte.

Alles war nun voller Verwirrung und Schrecken, indem sogar die Kühnsten und Besonnensten in furchtbare Aufregung geriethen. Wir verstanden es wohl, mit Wallfischen umzuspringen, aber keiner von uns hatte noch einem Kampfe mit



DUPRENOY

Kampf mit einem Böhären.

einem Polarbären beigeohnt. Jedem fielen jetzt die schlimmsten Geschichten ein, die er über die fabelhafte Kraft und Wildheit dieser Ungethüme gehört hatte. Wenn's dem Bären gelingt, uns einzuholen, was wird's dann nicht Alles absetzen!

„Stoßt ab, Bursche, um's Himmelswillen, stoßt ab!“ rief der Bootsmann.

Wahrlich, es bedurfte keiner besonderen Ermunterung, denn die eigene Gefahr spornte ohnedies jeden einzelnen Matrosen an, sein Bestes zu thun. Aber nach wenigen Minuten schon mußten wir zur Ueberzeugung gelangen, daß wir auf diese Weise nicht entkommen könnten, denn obschon wir unser Boot mit der größten Schnelligkeit über die glatten Wogen dahinrüberten, so war es doch augenscheinlich, daß der Bär uns immer näher und näher kam.

Nun wurde beschlossen, daß ein Theil der Mannschaft an den Rudern bleiben, die Uebrigen aber sich mit Alexten, Speeren und Pistolen bereit halten sollten zum Angriff unseres gewaltigen Verfolgers, sobald er ganz in die Nähe käme. Die bereits abgefeuerten Gewehre waren ohne Nutzen, da Niemand in der Verwirrung daran dachte, dieselben wieder zu laden. Ich selbst erhielt nur eine Art zur Waffe und wurde an den hintersten Theil unseres Fahrzeugs postirt. Als ich so da stand und wahrnahm, wie die wüthende Bestie mit Zähnefleisch und wildem Gebrumme immer näher heratrückte, so hielt ich's gar nicht für unwahrscheinlich, daß ich zuerst ein Opfer der Rache werden könnte. Bei dem Allen war ich entschlossen, nicht vor der Gefahr zurückzuweichen, meine Pflicht getreu zu thun und, wenn es sein mußte, als Mann und nicht als Feigling zu sterben. Bläß mag ich zwar ausgesehen haben, doch war ich ruhig und handhabte mit Festigkeit und Entschlossenheit meine Waffe. Ihr glaubt vielleicht, liebe Freunde, ich mache aus einer Wacke einen Elephanten? Es möge nur einer den Versuch wagen, ob es leichter ist, eine feindliche Schanze zu stürmen, oder einem zornentbrannten Eisbären sich gegenüber zu stellen!

Heran schwamm das Ungethüm, blasend, schnaubend und brummend, während seine Augen leuchteten und sprühten wie zwei Feuerballen. Als es sich bis auf wenige Fuß genähert hatte, erhob ich meine Art um einen wichtigen Streich auf seinen Schädel zu führen. Im selben Augenblicke aber feuerten einige meiner Gefährten ihre Pistolen auf das Thier ab, wodurch es etwas aus der Fassung gebracht wurde und ein wenig anhielt. Dadurch ermunthigt, begannen die Ruderer aus Leibeskräften zu arbeiten, und es gelang ihnen, die Entfernung zwischen uns und dem Bären, welcher

jetzt unerschöpflich war, ob er die Verfolgung aufgeben oder fortsetzen sollte, wesentlich zu vergrößern.

Allem Anschein nach hätten wir jetzt noch mit heiler Haut davon kommen können, wenn wir ohne Säumen weiter gerudert wären, denn in diesem Falle würde der Bär vermuthlich nach dem verlassenen Eisberg zurückgekehrt sein; aber in dem Augenblick seines Zauderns, waren wir Alle fest entschlossen, ihn um jeden Preis in unsere Gewalt zu bekommen. Zudem sahen wir, daß zwei frische Boote vom Schiff abstießen und waren keineswegs geneigt, Andern den Triumph zu gönnen, das zu vollführen, was wir begonnen hatten. In unserer Mitte befand sich ein fecker Bursche, der die Harpune meisterlich auf die Wallfische zu schleudern verstand. Dem wollten wir Gelegenheit geben, seine Geschicklichkeit zu erproben. Mit der Kraft und Sicherheit eines Meisters seiner Kunst, schleuderte er seine scharfe, widerhackige Waffe gegen den Bären und traf ihn gerade hinter der Schulter. Die offenbar sehr beträchtliche Wunde hatte jedoch keine andere Wirkung, als daß das getroffene Thier mit einem Wuth- und Schmerzengedrüll im Wasser empor sprang und dann racheischraubend jach vorwärts schoß.

Wir sahen nun wohl ein, daß durch die Flucht keine Rettung mehr möglich sei, und machten auch keinen Versuch dazu. Dagegen faßten Alle die Waffen fester, mit dem muthigen Entschlusse, bis auf's Aeußerste zu kämpfen. Als das grimme Thier nahe genug war, um einen Hieb gegen dasselbe zu führen, holte ich aus mit aller Kraft. Da jedoch das Boot gerade in diesem Augenblicke plötzlich schwankte, so verlor ich das Gleichgewicht, mein Hieb verfehlte sein Ziel und ich stürzte kopfüber in's Wasser, unmittelbar in den Bereich der Klauen des Bären. Zum Glück aber war er so sehr mit seinem Angriffe auf das Boot, dessen Rand er mit den Zähnen erfaßt hatte, beschäftigt, daß er meinen Sturz gar nicht gewahr wurde. Als guter Schwimmer tauchte ich sogleich unter, schwamm unter dem Kiel des Bootes durch und stieg am Vordertheile wieder hinein.

Mittlerweile war der Kampf auf beiden Seiten ein verzweifelter geworden. Die Mannschaft, zusammengedrängt in den engen Raum, that Alles, was in ihren Kräften lag, um den wüthenden Bären zu verhindern, das Fahrzeug umzustürzen oder zu zerschmettern, während das Unthier, unbekümmert um Hiebe und Stiche, seine Anstrengungen, in's Boot zu gelangen, fortwährend erneuerte. Durch einen kühnen Sprung war's ihm endlich gelungen, mit einer seiner Vorder-

tagen am hintern Rande des Schiffes sich festzuhalten. Bevor aber unser grimziger Feind Zeit fand, diesen Vortheil zu benutzen, hieb ihm einer der Matrosen mit wohlgezieltem Arthiebe die Tazge glatt weg, wodurch jedoch der Racheschnaubende eher erbitterter als eingeschüchtert wurde und seine Angriffe mit weit größerer Wuth unablässig fortsetzte.

Endlich, nach langem Kampfe, als das Ungethüm überall mit Wunden und Blut bedeckt war, schien's uns, als ließen seine Kräfte nach. Bereits frohlockten wir über unsern bevorstehenden Sieg, als der Bär sich auf einmal mit schrecklichem Gebrüll halb aus dem Wasser emporhob und mit seinem Vorderkörper auf den Spiegel des Bootes niederstürzte, welches dadurch wie eine schwache Eierschale zersplitterte. Der gewaltige, unerwartete Ruck schleuderte uns sämmtlich in die Fluth, und einer meiner Kameraden wurde von des Ungeheuers scharfen Zähnen gepackt!

Das gab eine Verwirrung, die man sich kaum denken kann! Jeder von uns, ohne sich um die Andern zu bekümmern, suchte nur sich selbst zu retten. Wie erschütternd klang das verzweifelte Schmerzensgeschrei des Unglücklichen, dessen Gebeine von den Zähnen des Bären wüthend zermalmt wurden! Keine menschliche Kraft konnte ihn retten, keiner von uns wagte den Versuch ihm Hülfe zu bringen. Wußte doch keiner, an wen die Reihe zunächst kommen würde, und jeder strengte sich ans allen Kräften an, den herbeibrubenden Rettungsbooten entgegen zu schwimmen. Dort allein waren wir in Sicherheit!

Aber der Bär verfolgte uns nicht. Gleich als ob er seine Rache hinlänglich befriedigt hätte, blieb er schwimmend auf derselben Stelle brummend und sein Opfer zermalmend, bis die zwei ausgesandten Boote, welche uns unterdessen aufgenommen hatten, an ihn herankamen und durch eine Gewehrfalve den blutigen Kampf beendigten.

Wir sammelten hierauf die verstümmelten Ueberreste unseres armen Gefährten, um ihn ein ehrliches Leichenbegängniß, nach Seemanns Art, zu Theil werden zu lassen, und schleppten das getödtete Ungeheuer, an ein Tau befestigt, zum Schiffe, während sich Jeder heimlich gelobte, sich niemals wieder muthwillig in einen so tollkühnen Kampf mit dem Thierkönige der Polarwelt einzulassen.

Keinem der geneigten Kalenderleser wird's wohl gelüsten nach dem Zusammentreffen mit solch einem schrecklichen Gegner!

Herrenlose Pferde.

In Elßaß-Lothringen, unserm theuerwerthen Heimathlande, steht die Pferdezucht in hohem Ansehen, und die alljährlich regelmäßig wiederkehrenden Wettrennen locken immer viele Theilnehmer und noch bei weitem zahlreichere Zuschauer herbei, also daß dieselben zu wahren Volksfesten sich gestalten, bei denen jedoch, leider, bisweilen auch Unglücksfälle sich ereignen. Es ist aber in der That auch etwas schönes und majestätisches um solch ein edles, schlantgebautes Roß, und der Bote, obgleich er kein Reitermann ist, hat jedesmal große Freude beim Anblick der schönen, muthigen und feurigen Thiere. So geht's gewiß vielen seiner geneigten Leser auch, und er will drum im Kalender auch einmal etwas von amerikanischen Pferden, und noch dazu von sogenannten „wilben Pferden“ erzählen, was wohl nicht Jedermann bekannt sein dürfte, denn hier zu Lande laufen derlei nützliche Geschöpfe nicht wild herum, daher wir auch keine Pferdejäger kennen. Doch, zur Sache! Der Bote schreibt aus dem lehrreichen „Buch der Welt“ ab und Niemand wird's ihm wohl verargen.

Eigentlich wilde Pferde finden sich nur im mittleren Asien, nämlich beim Aralsee, am Tanflusse, im südlichen Sibirien, in den großen mongolischen Wüsten und in der Kolkasmongolei, nordwestlich von China. Sie sind von Gestalt viel kleiner als die zahmen, haben aber dagegen einen ziemlich größeren Kopf mit einer gebogenen Stirn, und zeichnen sich durch einen stark behaarten, obwohl mäufefahlen Pelz aus. Gewöhnlich halten sie in Heerden von mehreren Hunderten zusammen, — die größeren Heerden zerfallen aber wieder in kleinere, deren jede von einem besonders muthigen Hengste angeführt wird, — und da sie den Menschen ungemein scheuen, so stellen sie jederzeit Schildwachen aus, auf deren Gewieher hin sie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht ergreifen. Es hält also sehr schwer, dieselben einzufangen, und wenn solches auch hie und da den listigen Kalmüden gelingt, so wiegt der Nutzen, den man aus ihnen zieht, die Mühe, welche das Einfangen verursachte, kaum auf, denn sie lassen sich nur äußerst selten derart zähmen, daß man sie als Sattel-, Trag- oder Zugpferde benutzen kann.

Ganz anders verhält sich dieß mit den sogenannten „verwilderten“ Pferden — man nennt sie zwar ebenfalls „wilben“, aber die Bezeichnung „verwilderte“ ist doch genauer — welche man theils in Rußland, am Donfluß und in der Ukraine, theils im südlichen und mittleren Ame-

rika findet, denn diese stammen von „zahmen“ Rassen ab und sind nur dadurch, daß sie Jahrzehnte, oder vielmehr Jahrhunderte lang sich selbst überlassen blieben, was man sagt, „wild geworden.“ Allein, welcher Unterschied zwischen dieser Wildheit und der Wildheit der von Natur und Geburt wilden Pferde! Man bringe Kühe und Stiere in eine menschenleere Gegend; diese werden sich in wenigen Jahren an's Herumschweifen gewöhnen, und ihre Nachkommen in der zweiten, dritten oder vierten Generation nehmen sicherlich solche Gewohnheiten an, wie die wilden Thiere sie haben; aber man bringe dann später eines dieser eingefangenen verwilderten Rasse wieder in Berührung mit zahmen Thie-

den Pferden der südamerikanischen fast endlosen Wiesenstrecken, den Prairien hervor, und man kann nicht genug staunen, wie wenig sie im Laufe der Zeit von ihrer ursprünglichen Rasse verloren haben.

Vor der Entdeckung von Amerika durch die Spanier, gab es bekanntlich in diesem ganzen großen Festlande keine Hausthiere, also auch keine Pferde, und Cortez, Pizarro, sowie andere Eroberer der neuen Welt, verdankten ihre fast außerordentlichen Erfolge und Siege insbesondere dem Umstande, daß sie berittene Kämpfer mit sich führten, denn die kühnen, hoch zu Ross sitzenden Spanier erschienen den eingeborenen Indianern als „Halbgötter“ oder „Centauren“,



ren seiner Gattung, ei wie schnell wird es die wilden Gewohnheiten ablegen und wieder so gelehrt und willig sein, als wäre es nie aus dem Umgang mit Menschen geschieden gewesen! Ganz dieselbe Erfahrung macht man auch an Hunden, Katzen und anderen Hausthieren, welche man aus der menschlichen Gesellschaft in die Einsamkeit der Wälder oder großer Wiesenstrecken verflücht, denn auch sie „verwildern“, sobald sie sich selbst überlassen sind und für ihre Nahrung sorgen müssen. Jedoch werden die Hunde deswegen keine Wölfe, und die Katzen keine Luchse, Caracals oder Wildkatzen, und ihre Verwilderung verliert sich wieder, sobald sie abermals unter Menschen leben. Am auffallendsten übrigens tritt diese Erscheinung bei den sogenannten wil-

gegen welche anzukämpfen für Wahnsinn erachtet wurde. Trotzdem verlor doch, während dieser Eroberungskriege, manches Pferd, auf diese oder jene Art, seinen Reiter und entsprang, von anderen Anledigten und herrenlosen Kameraden begleitet, in die unendlich weiten Wäldungen mit grasigem Boden, wo Nahrung zu finden war in Hülle und Fülle. So klein nun aber auch die Anzahl dieser entsprungenen Rasse sein mochte, so wuchs dieselbe doch bald bedeutend an, und in der That stammen die vielen Hunderttausende von verwilderten Pferden, die heutzutage in theils größeren, theils kleineren Heerden in den großen Ebenen, am Fuße der Anden, dieser hohen Gebirgskette, herumschweifen, nur allein von den wenigen zur

Eroberungszeit aus Spanien herübergeschifften Rossen ab. Besonders zahlreich sind sie in jenen noch ziemlich unbekanntem Länderstrichen, welche von Tehuantezoc und Yucatan an bis nach Cartagena und Caraccas herabreichen, und es ist dieß ein wahres Glück für die Eingeborenen, da dieselben ohne den besagten Ueberfluß gar nicht existiren könnten. Obwohl nämlich die Natur dort so verschwenderisch ist, daß Alles, was gepflanzt wird, einen hundertfältigen, wenn nicht noch größeren Ertrag liefert, so hält es der Indianer doch unter seiner Würde, irgend Etwas zu thun, was Nebenlichkeit hätte mit Händarbeit, und wenn je vielleicht ein Mal ein Stückchen Feld mit Mais angepflanzt wird, so müssen dies die Frauen und Töchter besorgen. Der Mann, der sogenannte „Stolz der Schöpfung“, wie die dortigen Männer sich selbst tituliren, kennt nur eine einzige Erwerbsquelle, zu der er sich herablassen mag, nämlich die Jagd, aber diese ist auch — eben der vielen wilden Pferde halber — so ergiebig, daß die Ausbeute eines einzigen Tages oft und viel hinreicht, um eine Familie wochen- und mondelang mit allem Nöthigen zu versorgen.

„Also nährt sich der Indianer vom Fleisch der wilden Pferde?“ fragt vielleicht verwundert einer oder der andere Leser. Nein, guter Freund, so ist das Ding nicht gemeint, denn die Jagd auf die wilden Pferde besteht nicht darin, daß man sie erlegt oder todt macht, sondern darin, daß man sie lebendig einfängt und sodann, nach schneller Zähmung, in die nächstgelegenen Städte, zum Beispiel nach Yucatan, Vera Paz, Tabasco und Chiapas, verkauft oder vielmehr gegen sonstige Bedürfnisse vertauscht. In diesen Städten leben gar viele Zwischenhändler und da dieselben stets große Vorräthe von Pulver und Blei, von Thee, Zucker und Kaffee, von Branntwein und Tabak, sowie von andern bei den Indianern beliebten Dingen aufgespeichert haben, so ist der Handel im Augenblick abgeschlossen. Freilich, den Hauptprofit hat stets der pfiffige Zwischenhändler, indem oft das schönste Ross für Waaren im Werth von nur wenigen Dollars oder Piastern losgeschlagen wird; aber den Indianer hat sein Fang so zu sagen gar nichts gekostet, und somit zieht er wieder, selbst wenn er nur wenig erhalten, doch stets zufrieden und vergnügt seiner Heimath zu, um vielleicht am andern Tage schon abermals die Pferdejagd zu beginnen.

Wenn übrigens soeben gesagt wurde, daß die auf den Markt kommenden halbgezähmten wilden Pferde den Indianer gar nichts kosten, so will's nicht gerade heißen, daß die Einfangung dieser Rasse etwas Leichtes und Bequemes sei, sondern es ge-

hört im Gegentheil eine Reitergewandtheit, verbunden mit Kraft und Kühnheit dazu, wie sich ein Europäer solche fast gar nicht anzueignen im Stande ist. Dafür sitzt aber auch ein Indianerknabe von Honduras oder Guatemala schon von frühestem Jugend an zu Rosse, und ist er älter geworden, so meint man eben, er sei mit demselben verwachsen. Am allermeisten aber bewährt der Indianer seine außerordentliche Reiterkunst dadurch, daß er sich nie der Steigbügel oder eines Sattels bedient, sondern er wirft dem gezähmten Pferde höchstens eine wollene Decke, die mit einer einfachen Gurte befestigt wird, über, und sein einziger Halt liegt in der Kraft seiner Schenkel. Diese Kraft jedoch weiß er so anzuwenden, daß kein Ross im Stande ist, ihn abzuwerfen. Doch, so ein merkwürdig vollendeter Reiter er auch ist, so würde selbst er es nicht wagen, auf die Jagd wilder Pferde auszureiten, ohne ein gut und fein zugerittenes Pferd zu haben, das dem kleinsten Winke gehorcht. Darf er sich nun aber auf seinen Jagdgaul verlassen, so hat das Einfangen eines wilden Rosses für ihn fast keine Schwierigkeit mehr, denn solches geschieht mit Hülfe des „Lasso,“ das heißt, eines sehr langen, schmalen lebernen Riemens, der vorn eine Schlinge hat, und im Werfen dieses Lasso ist der indianische Pferdejäger eben so flink und gewandt, als im Reiten selbst. Auch hierin übte er sich von frühestem Jugend an, so daß er im Mannesalter, selbst auf eine Entfernung von dreißig Schuhen und mitten im tollsten Galopp, immer genau den Punkt trifft, den er im Augenmerk hat.

Etwas Aufregenderes als eine solche Jagd kann man sich aber auch gar nicht denken! Man stelle sich eine ungeheure, bis in die unendliche Ferne sich ausdehnende, mit dichtem Gras bewachsene Ebene vor, und auf dieser Ebene weidet eine Heerde von wilden Rossen, in der sorglosesten, süßesten Behaglichkeit. Schöne, stolze, schlante und doch kräftige Thiere sind's, mit klugen Augen, einem feinen Kopfe, langen Mähnen und einem prächtigen Schweife, denen man die genaue Verwandtschaft mit dem spanischen Vollblutpferde auf den ersten Blick anmerkt. Des Kenners Auge weilt mit Vergnügen auf ihnen, und ganz besonders bewundert er einen stattlichen Kenner vom besten Alter, welcher der Anführer der Heerde zu sein scheint. Aber halt! warum spitzt denn das Bürschchen auf einmal die Ohren? Warum stößt er urplötzlich ein lautes Gewieher aus? Warum flieht er im gleichen Augenblick im allertollsten Jagen dahin, und warum folgt ihm die ganze Heerde mit einer Hast und einem Geframpel, daß der Erdboden förmlich erzittert, und warum

sucht jedes der Thiere das andere zu überbieten an Geschwindigkeit? Ei nun, die Antwort auf diese Fragen gibt sich von selbst, denn fast im selben Moment, wo die Flucht der aufgeschreckten Rosse beginnt, sprengen einige Indianer daher und stürmen, den Lasso zum Wurfe bereit haltend, mitten in die flüchtende Herde hinein. Wie wahnsinnig geht's nun vorwärts, Gejagte und Jagenbe in buntem Durcheinander; bald aber sucht jeder der kühnen Reiter einem der wilden Rosse geschickt an die Seite zu kommen. Auf einmal — Husch! wie der Lasso fliegt, und wie seine Spitze vorn sich zwei- oder dreimal um den Hals des ausersehenden Opfers herumschlingt, so daß dieses unmöglich mehr loskommen kann! Einige Minuten lang noch sprengt der Reiter vorwärts an der Seite seines Gefangenen, dann aber wendet er sein Pferd, und das vom Wurfsstrick umschlungene Thier muß, wenn es nicht erwürgt sein will, sofort ebenfalls zur Seite sich wenden. Freilich, es kostet einen furchtbaren Kampf, handelt sich doch bei dem armen Gefangenen um die goldene Freiheit; allein was nützt und frommt sein Sträuben? Nichts, als daß das Thier am Ende zu Boden geworfen und an allen vier Füßen gebandelt wird.

Auf diese Art fangen die Indianer, deren Stämme am Fuße der Anden, dieser langen und hohen Gebirgskette, haussen, die frei herumtrotzenden wilden Pferde ein, und es würde für eine unauslöschliche Schande gelten, wenn Einer von derartiger Jagd heimkehrte, ohne auch nur ein einziges Thier als Beute mit in sein Dorf zu bringen. Mit dem bloßen Einfangen aber ist die Sache, wie der geneigte Leser sich wohl wird denken können, noch lange nicht abgemacht, sondern es beginnt nun noch eine andere, fast eben so schwierige Arbeit, nämlich das Zähmen der eingefangenen Rosse. Vermuthlich meint ein Europäer schon etwas Großes gethan zu haben, wenn er's nur wagt, ein frisch vom Gestüte oder, wie man bei uns gewöhnlich sagt, vom Haras, gekommenes Pferd zu besteigen, allein, was ist ein solches Thier gegen einen ungeberdigen Burschen von einem Prairieros, das sich mit Beißen, Schlagen, Wälzen, Boden und Ueberstürzen seines unliebsamen Drängers zu entledigen sucht? Wahrhaftig von uns Weißen dürfte Einer, der ein solches Rosß bestiege, von Glück sagen, wenn er mit heiler Haut und ganzen Gliedern wieder nach Hause käme, des Boten gar nicht zu gedenken, der mit seinem Stelzfuß eine höchst kuriose Figur hoch zu Rosß machen würde. Aber ein Indianer der Anden macht sich so wenig daraus, daß er täglich zwei oder drei solcher Wildlinge

besteigt, um sie gemäh und reitbar zu machen. Und merkwürdig — einmal, nur ein ganz einziges Mal geritten, so fügt sich das Thier schon ziemlich geduldig und läßt sich das zweitemal den Zaum überstreifen, als wäre es von Jugend auf nichts Anderes gewöhnt gewesen. Aber bis zur wirklichen Dressirung hat's natürlich noch eine gute Weile vonnöthen, besonders wenn das Eingefangene nicht mehr unter die ganz jungen gehört, doch, sobald es glücklich geschult und abgerichtet ist, so kann man sich auch kein willigeres und zugleich ausdauerndes Jagd- oder Reispferd denken. Die Wildheit hat es dann abgelegt, aber die Kraft seines früheren freien und fessellosen Lebens ist ihm geblieben!

Hat vielleicht einer oder der andere der lieben Kalenderleser Lust bekommen, ein solches Pferd sich zu verschaffen? Nun, Glück zur Reise und zur Jagd!

Versehlte Sparsamkeit.

Zwei fleißige, viel auf Sparsamkeit haltende Hausmütter, aus einem Gebirgsdorfe des Ober-Elffasses, waren am Donnerstag mit der Eisenbahn nach Colmar gefahren, um auf dem Markt den Ankauf munterer, hoffnungsvoller Spanferkel, „Spanheitzle,“ wie die Elffässer sagen, zu machen, welche sorgsam gehegt und gepflegt und gemästet werden sollten, damit's gute und saftige Bissen gäbe während des kommenden Winters. Die vorsichtigen Frauen hatten natürlich ihre gelben Billets gleich für die Hin- und Herfahrt genommen, weil's nicht nur bequemer ist, sondern auch billiger. Als der „Pfeizer,“ wie man in jener Gegend den Schaffner nennt, mit seiner Zange das vorgeschriebene Löchlein hineingepfezt hatte, wurden die Billets sorgfältig in der tiefen Rocktasche verwahrt. Glücklich langte das schnaubende Dampfrosß am Colmarer Bahnhof an und die Reisenden stiegen wohlbehalten aus.

Der Markttag hatte reges Leben gebracht in die Straßen der alten freien Reichsstadt; von allen Seiten waren die Landleute herbeigekommen. Die beiden werkellustigen Bäuerinnen besorgten zuerst einige kleine Geschäfte, worauf sie sich ungesäumt nach dem Hauptgegenstand ihrer Reise umschauten und auch richtig auffanden. Jede kaufte sich ein wußtliches, buschberliches Heißel, dem gute Tage und reichliche Mastung bevorstünden.

Nach einem bescheidenen Mittagessen, — freilich nicht in den „Zwei Schlüsseln,“ und an welchem auch die neuen Pfleglinge nicht Theil nehmen durften, — wurde an die Heimkehr gedacht, denn die Stunde der Abfahrt rückte heran. Nun aber, was

mit den erkorenen Spanferkeln anfangen, um sie glücklich und wohlfeil nach Hause zu bringen? Mit anderlei Gethier; die beiden Dinger in den Viehwagen einsperren zu lassen, wäre doch zu grausam und auch zu kostspielig gewesen. Die zärtlichen Weiber wußten sich anders aus der Verlegenheit zu helfen; die beiden mitgebrachten großgewürfelten wollenen Halstücher sellen den nackten Heißeln als warme und schützende Hülle dienen. Das war ein glücklicher und pfiffiger Gedanke!

Sorglich und unbeschrien wurden die zapplichten Bierfüßler in die weiten Halstücher gewickelt, wie kleine Kinder in die Arme genommen und an den Bahnhof getragen. Rückfahrtillets brauchten die Nachbarinnen keine am engen Schalter zu nehmen, denn sie hatten sie ja schon in der Rocktasche. Das Gedränge der bergwärts eilenden Reisenden war bedeutend und alle Wagenräume dritter Klasse wurden reichlich angefüllt. Den mit ihrer theuern Last beladenen Frauen gelang es jedoch beisammen bleiben zu können, nur mußten sie sehr gedrängt sitzen. Als der Zug an der Türcheimer Station während einiger Augenblicke Halt machte, schloß der Schaffner, „der Pseker“, die Wagenthür auf und begehrte die Billets nach den sämtlichen thaleinwärts gelegenen Stationen. Eine der Bäuerinnen die, des vollgestopften Raumes wegen, in ihren Bewegungen arg gehemmt war, suchte mit der rechten Hand eifrig in der tiefen Rocktasche nach dem gelben durchlöchernten Zettel, der sich ganz unten hin verschlupft hatte. Da macht zum Unglück das auf ihren Knien liegende geheimnißvolle Päckchen unversehens eine rasche, kräftige Zuckung, entgleitet dem Schooße und purzelt auf den Boden!

„Ach, du lieber Himmel, das arme Kind!“ klagt theilnehmend der mitleidige Schaffner, und wollte just hinzusetzen: „es wird doch nichts gebrochen haben!“ als das arme gefallene Kind jämmerlich zu schreien anfing und zwar in einem Tone, der durchaus nicht einer menschlichen Stimme glich. Zu gleicher Zeit gab der Inhalt des Päckchens der Nachbarin dem winselnden Kameraden mitleidende Antwort, es entstand ein förmliches Spanferkel-Duo, welches Gelächter, Kunnor und Protest, daß man für sein gutes Geld in Gesellschaft von Schweinen fahren müsse, bei den Mitreisenden erzeugte. Das Uebertreten der polizeilich bestehenden Verordnungen wurde somit entdeckt, ein Protokoll aufgesetzt und die beiden zuwiderhandelnden Thal-Bewohnerinnen mußten zehn Franken, oder acht Mark, Strafe bezahlen. Das waren einmal gewiß recht theuere Spanferkeln!

Ein Besuch beim Boten.

Wer den alten Kalenderfchreiber persönlich kennt, der weiß, daß, obgleich er um und um der Hinkende Bote am Rhein genannt wird, er doch zwei gesunde und gerade Beine besitzt, welche, von früher Jugend an, tüchtig in Bewegung gesetzt wurden, sogar an der Drehbank, und auch im späten Alter noch gehörig ihren Dienst versehen. Der muntere, zehnjährige Hermann war aber anderer Meinung; der kannte den Kalendermann nur von seinem Bilde auf dem Titelblatt her, mit dem lebernen Ränzchen auf dem Rücken, dem langen Quastenspieß in der linken Hand, dem neuen Kalender in der rechten und, obenbreit, mit dem alterthümlichen Stelzfuß. Dieser aufgeweckte, freundliche Hermann nämlich kam, — 's ist noch nicht gar lange her, — mit seinem Vater, einem lieben, wackeren Landpfarrer, nach Straßburg, der seinem alten Freunde, dem Boten, einen Besuch machte in seiner Arbeitsstube. Dieser saß eben am Botentisch und beschäftigte sich mit Schreiben, was er fast alltäglich zu thun pflegt, wenn er nicht im Lande herumwandert.

„Siehst du, Hermann,“ sagte der Vater, „das hier ist jetzt der Hinkende Bote, welcher daheim an der Wand hängt, dessen Bilder du so gerne beschaust und seine lustigen Stücklein liest. Betracht' ihn nun recht, damit du ihn über's Jahr wieder erkennst.“

Voll kindlicher Neugierde mustert der aufmerksamere Knabe den für ihn höchst merkwürdigen Kalendermann, wirft aber zugleich auch einen flüchtigen, verstoßenen Blick unter den Botentisch, und ist halt ganz verwundert und erstaunt, statt eines Stelzfußes, zwei kerngesunde Beine zu entdecken. Das war eine unerwartete Täuschung!

Des Malers Antwort.

Ein etwas barscher General wollte sein Bildniß in Del malen lassen und beschied daher einen berühmten Maler, der ihm empfohlen worden war, zu sich, um die Sache mit ihm zu verabreden. Solches geschah, und schließlich richtete der General, in seiner gewohnten herrischen Weise, die beleidigende Frage an den seines Werthes sich bewußten Künstler: „Wird Er mich aber auch gut treffen können?“ und erhielt die gereizte Antwort: „O ja, das ist eine Kleinigkeit, denn der Herr General haben grobe Zügel!“

Tiger und Schlange.

Aus dem Tagebuch des englischen Majors Wellesley.

(Mit einer Abbildung.)

Nach mehrjährigen schweren Diensten in der indischen Armee verkaufte ich meine Stelle und traf Anstalten nach England zurückzukehren. Auf dem Wege nach Bombay kam ich durch ein Dorf, das in einem kleinen ruhigen Thale am Fuße des Ghaut-Gebirges lag, welches sich bekanntlich vom Cap Comorin bis Surat an der malabarischen Küste hinzieht. Hier traf ich ganz unerwartet einen alten Freund, Namens Wallace, den ich seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte. Er war theils in Geschäften, theils zu seinem Vergnügen nach Indien gekommen und gegenwärtig unter dem Schutze und der Führung eines erfahrenen Eingeborenen mit der Jagd beschäftigt, deren Herrlichkeiten er mir nicht reizend genug zu schildern vermochte.

„Wohlan, Major,“ sagte er, „Sie müssen eine Woche hier bei mir zubringen und dann begleite ich Sie vielleicht.“

„Wenn Sie mir das versprechen wollen, so bin ich gerne dabei,“ war meine Antwort.

„Gewiß kann ich's freilich nicht versprechen, weil ich vielleicht nicht im Stande sein werde, mich von diesem bezaubernden Orte loszureißen,“ entgegnete Wallace, und setzte hinzu: „O Major, welch köstliche Jagd! Wirkliche Tiger und Löwen und Riesenschlangen, wahre Prachtthiere! Das zahllose kleine Wild gar nicht zu rechnen!“

„Wahrlich,“ sagte ich, „wenn ich den Ehrgeiz hätte, mich von irgend einer grimmigen Bestie in Stücke reißen oder von einer Riesenschlange zermalmen zu lassen, so könnte mich Ihre reizende Schilderung dazu verführen, mein Leben hier zu endigen; da ich aber den Wunsch hege, so lange als möglich auf Erden zu bleiben, so halte ich es für's Beste, auf Ihre treffliche Jagd zu verzichten und meine Reise fortzusetzen.“

„Ei, zum Kukud!“ rief mein Freund, „wenn Sie Tiger, Löwen und dergleichen nicht lieben, so brauchen wir nichts damit zu schaffen zu haben, und, die Wahrheit zu sagen, ich habe selbst noch nichts von ihnen gesehen, obgleich mein Führer, der Jorel, sagt, daß sie zuweilen vorkommen. Bleiben aber müssen Sie, lieber Major, selbst wenn ich das Versprechen geben muß, mit Ihnen zu reisen, und so, denk' ich, ist die Sache abgemacht.“

Während des übrigen Theils des Tages unterhielten wir uns über die ferne Heimath, über vergangene Tage und mit Erkundigungen über unsere gemeinschaftlichen Freunde.

Am folgenden Morgen waren wir bereits mit Tagesanbruch auf den Beinen. Nach einer halben Stunde hatten wir unser Frühstück beendet, das Mittagessen in der Jagdtasche und alle unsere Vorbereitungen getroffen, um unter Jorels Führung die große Streifjagd in den Wäldern des Ghaut-Gebirges anzutreten.

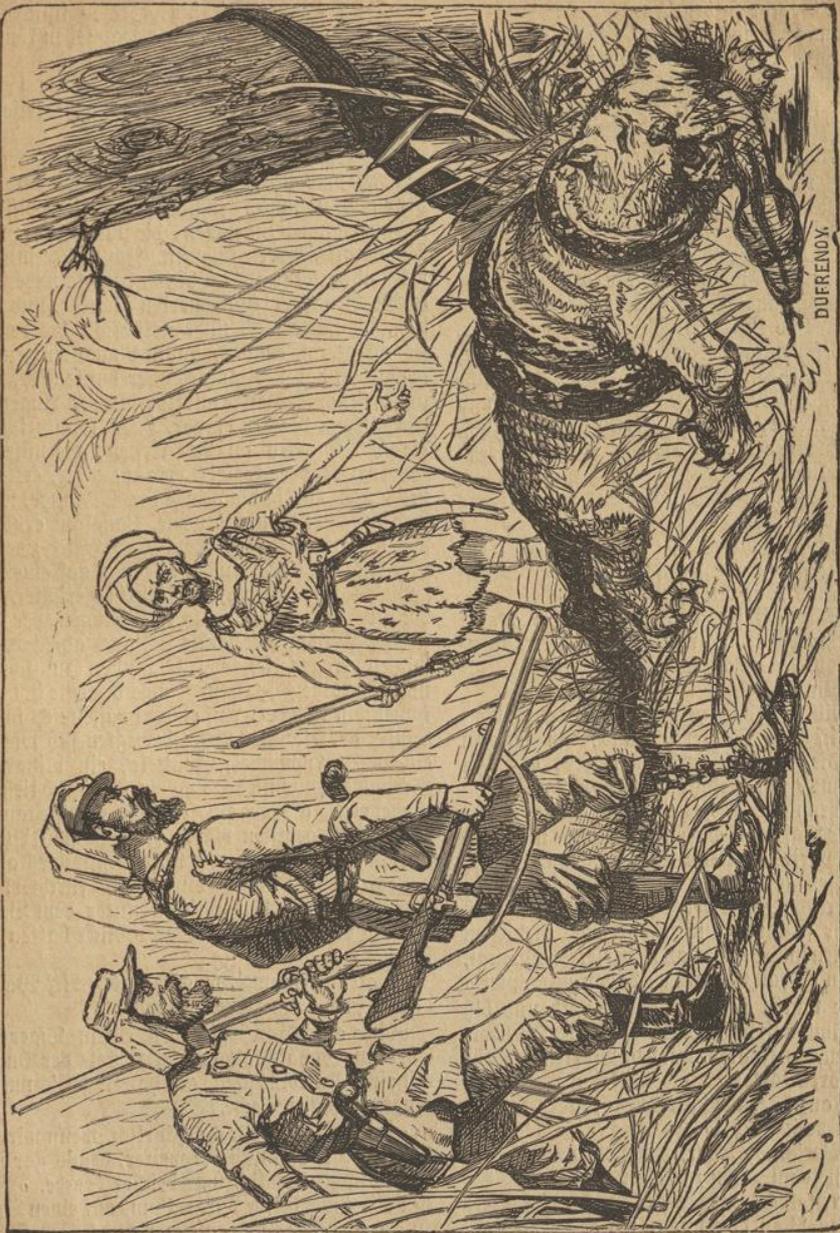
Jorel, unser einheimischer Führer, war ein Mann von beiläufig dreißig Jahren, klein und schwächlich von Gestalt, aber geschmeidig und gewandt, mit einem geschmeidigen Gesichte und kleinen scharfen Augen, denen nicht leicht etwas entgehen konnte. Er trug ein sadartiges Gewand von Leopardsfell ohne Aermel, das mit einem Gürtel zusammengehalten war und bis an die Kniee reichte. Dieß und eine Art Turban und ein Paar rohe Lederschuhe bildeten seinen ganzen Anzug. Am Gürtel hatte er einen krummen Säbel hängen und trug in der Hand eine kurze Flinte. Wir selbst waren mit einem Doppelgewehre, einem Paar Pistolen und einem großen Jagdmesser bewaffnet.

Wir schlugen sogleich den Weg in den Wald ein, dem Gebirge zu, und nachdem wir etwa eine Stunde durch niedriges Gebüsch gegangen waren, kamen wir an eine Stelle, wo vor kurzem ein wirbelartiger Orkan sein Zerstörungswerk getrieben hatte. Der Wald sah aus wie ein gemächtes Aehrenfeld, nur nicht so gleichmäßig. Kein einziger Baum stand mehr und viele waren mit sammt den Wurzeln ausgerissen. Es war ein solches Gewirr von Aesten, Stämmen und Wurzeln, daß wir fast eine halbe Stunde brauchten, um uns hindurch zu winden, obgleich die ganze Strecke keine zweihundert Schritte breit war. Bald darauf traten wir in ein so dichtes und dunkles Schilfröhrlig, Jungle genannt, ein, daß ich Anfangs Bedenken trug, weiter zu gehen, denn abgesehen von den wilden Thieren und Schlangen, die sich darin aufhalten mochten, hegte ich die Besorgniß, daß wir uns leicht darin verirren könnten. Auf meine Bemerkung beschwigen, suchte mich mein Freund mit der Versicherung zu beruhigen, daß Jorel auf mehrere Stunden im Umkreis jeden Zoll Boden kenne.

„Aber weiß er auch,“ fragte ich ziemlich ungläubig, „wo jeder Tiger und Löwe gerade sein Lager hat?“

„Je nun, was dieß betrifft,“ meinte Wallace, „so müssen wir eben etwas wagen, und ich bin überzeugt, daß ein Mann, wie der Major Wellesley, der so lange in diesem Lande gebient hat, keinerlei Furcht hegt, selbst wenn er das Gegenheil behaupten sollte!“

„Das weiß ich denn doch nicht,“ erwiederte ich.



Tiger und Schlange.

„Aber lassen wir dieß! Jedenfalls werde ich nicht feig zurückbleiben, wenn Sie es vorziehen, sich unbedacht in Gefahr zu begeben.“

Langsam und mit großer Mühe arbeiteten wir uns durch das dicke Röhrlig, und waren ungefähr eine halbe Stunde weit vorgebrungen, als unser Führer, der einige Schritte vorausging, plötzlich stillstand und mit der Hand ein Zeichen gab, uns ruhig zu verhalten.

Solches thaten wir ungesäumt. Ich muß gestehen, daß mein Herz schneller schlug. Auch sah ich, daß mein Freund sein Gewehr fester anfaßte und es in eine solche Lage brachte, daß er sogleich davon Gebrauch machen konnte. Beinahe eine Minute lang stand Jorel bewegungslos auf den Fußspitzen und mit vorgestrecktem Halse da, wie's uns schien, auf etwas hinblickend, das wir, von unserem Standpunkte aus, nicht sehen konnten. Endlich zog er vorsichtig den Kopf zurück und duckte sich nieder, bis er eine kriechende Stellung eingenommen hatte, in welcher er sich leise zu uns herschlich.

„Was gibt's, Jorel?“ forschte mein Begleiter in flüsterndem Tone.

„Eine große Schlange“, antwortete Jorel, der sich im Englischen ebenfogut wie in seiner Muttersprache auszudrücken vermochte.

„Wo ist sie? Ist sie in unserer Nähe?“ fragte mein muthiger Freund, welcher in diesem Augenblicke ansah, als möchte er lieber zurück als vorwärts gehen.

„Ich will sie Ihnen zeigen,“ sagte der Zudier und ergriff des Fragers Hand, um ihn zu führen. Dieser jedoch forschte weiter: „Ist sie nahe bei uns? Ist Gefahr vorhanden?“

„Und wenn auch Gefahr vorhanden ist,“ sagte ich mit hohhafter Schadenfreude und um mich für seine vorige Neckerei ein wenig zu rächen; „Sie wissen ja, Wallace, daß wir etwas für Ihre herrliche Jagd wagen müssen, und daß Einer, der so lange und so ehrenvoll in diesem Lande gedient und gejagt hat, keinerlei Furcht hegt, selbst wenn er das Gegentheil davon behauptet.“

Wallace wurde über und über roth und biß sich beschämt auf die Lippen. Ich aber wendete mich an unsern Führer, mit den Worten: „Gehe voran, Jorel, ich werde folgen. Ich mache keinen Anspruch auf übermäßigen Muth, aber davonlaufen werde ich nicht!“

„Kein Geräusch, Herr,“ warnte der Führer, und bedeutete mir, ihm zu folgen.

Ich that solches mit der größten Vorsicht. Als wir an den Platz gelangten, wo er zuerst Halt gemacht hatte, deutete er durch eine kleine Oeffnung in dem dichten Röhrlig auf einen großen Baum,

welcher zwischen fünfzig und hundert Schritte entfernt stand.

„Dort schauen Sie hin, Herr,“ flüsterte er, und fagen Sie mir, ob Sie etwas sehen können.“

„Auf dem Baum?“ fragte ich.

„Ja, Herr, auf den Aesten, aber beinahe ganz durch Laub verborgen,“ lautete die leise Antwort.

Während einiger Minuten blickte ich scharf nach dem Baume hin, konnte aber nichts entdecken. Nur glaubte ich an den untern Aesten gewisse Erhöhungen wahrzunehmen, die mir nicht zu dem Baume zu gehören schienen. Ich wollte mich bereits abwenden, als ich hinter dem Laubwerk eine leichte Bewegung zu bemerken glaubte, und wirklich, ich hatte mich nicht getäuscht. Es bewegte sich etwas auf dem Baum und nach einigen Augenblicken hob sich langsam der bunte Kopf einer ungeheuren Schlange mit flammenden Augen und züngelndem Rachen empor. Jetzt konnte ich mir die Erhöhungen an den Aesten, die unser erfahrener Führer sogleich erkannt hatte, erklären. Es waren richtig die Ringe der Schlange, welche hier auf ihre Beute lauerte. Langsam erhob sie den breiten häßlichen Kopf und Hals zwei bis drei Fuß hoch, die Augen offenbar auf einen Gegenstand in dem dunkeln Röhrlig gerichtet. Sodann begann sie den Hals zu krümmen, der Kopf streckte sich vor und senkte sich nach abwärts, die wilden Augen schienen Flammen zu schießen und die rothe gespaltene Zunge bewegte sich blitzschnell hin und her. Auf einmal raffelte es in dem Laube, des Baumes Aeste bewegten sich wie von einem Sturmwinde geschüttelt, ein blitzartiger Schimmer fuhr nieder und ein Geräusch ließ sich vernehmen, als ob ein schweres Schiffstau auf den Boden gefallen wäre. Im nächsten Augenblicke darauf wurden wir durch ein wildes angstvolles Gebrüll und durch ein fürchterliches Herumreisen in den Büschen unter dem Baume, wo wir die riesige Schlange erblickt hatten, erschreckt.

„Gott im Himmel, was ist das!“ rief Wallace, den Führer beim Arme fassend.

„Nur ein Kampf zwischen einem Tiger und einer Anacondaschlange,“ antwortete der Bursche mit einer Kaltblütigkeit, als handle sich's um ein bloßes Hahnengefecht.

„Ja, ist's aber nicht gefährlich, wenn wir hier bleiben?“ fragte Wallace weiter, dem's gar nicht wohl und gemüthlich war bei der Sache. „Würden wir nicht besser daran thun, auf einen Baum zu steigen, oder uns sonst an einen sichern Ort zu begeben? Ich, für mein Theil,“ fuhr er fort, und wischte sich den kalten Angstschweiß von der

Stirne, „habe durchaus keine Lust, in einem solchen Jungsle, wie dieses da, zu weber Raum zum Kampfe, noch Aussicht zur Flucht vorhanden ist, einem Tiger oder einer Anacondaschlange zu be- gegnen. Wenn nun der Tiger Meister wird im Kampfe, wer steht dann dafür, daß er nicht ge- raden Weges hieher stürzt und uns angreift?“

„Da ist keine Gefahr,“ beruhigte der Führer. „Die Schlange ist sehr groß, und wenn der Tiger mit dem Leben davonkommt, so wird er schwerlich im Stande sein, sich in einen neuen Kampf einzu- lassen.“

„Was ist das für ein Lärm und Getöse!“ rief mein Begleiter schauernd.

Diese Töne, dieses Toben des Kampfes waren wirklich schrecklich anzuhören. Zischen, Knurren, Brummen, Schreien und Brüllen vermengten sich mit fürchterlichen Schlägen und Herumtum- meln in den Büschen und zeugten von dem heftigen Kampfe auf Leben und Tod, welcher zwischen den beiden Unthieren stattfand.

Der Lärm dauerte ungefähr acht oder zehn Mi- nuten, wurde aber nach und nach immer schwä- cher und schwächer. Mit gespannten Gehören harreten wir, in ängstlicher Erwartung, noch wei- tere fünf Minuten, und dann, als kein Laut mehr sich vernehmen ließ, fragte ich Jorel, ob er glaube, daß der gräßliche Kampf vorüber sei und wen er für den Sieger halte.

„Vielleicht wird's keiner von beiden sein,“ sagte der Führer; „doch, wenn's einer ist, so ist's jedenfalls die Anacondaschlange, denn sonst hätten wir den Tiger mit einem dumpfen Knurren ab- ziehen hören. Wenn Sie da bleiben wollen, so will ich hingehen und schauen.“

„Aber um's Himmelswillen, bleibe nicht lange aus, Jorel!“ empfahl mein besorgter Freund höchst dringend an, „denn ohne dich würden wir nicht im Stande sein aus diesem verwünschten Nöhrlig wieder herauszukommen, und, wenn ich aufrichtig sein will, so muß ich gestehen, daß ich lieber gleich abziehen möchte.“

„So, so! und die herrliche Jagd von der Sie diesen Morgen nicht Rühmens genug machen konnten!“ spöttelte ich. „Wollten Sie ganz darauf verzichten?“

„Der Henker hole die herrliche Jagd!“ rief Wallace voll Aerger. „Ich habe überhaupt meine Absicht, in diesem barbarischen Lande zu jagen, ganz aufgegeben, und werde morgen früh bereit sein, mit Ihnen abzureisen, werthester Major.“

„Gut, mein Freund, sagte ich ganz ruhig, „und es freut mich sehr, daß es so gekommen ist.“

Unser Führer, der geräuschlos sich entfernt

hatte, kehrte jetzt zurück und ersuchte uns, ihm zu folgen, da jegliche Gefahr vorüber sei.

Als wir die Stätte erreichten, wo die beiden gräßlichen Thiere mit einander auf Tod und Le- ben gekämpft hatten, bot sich uns ein Anblick dar, welcher uns fast das Blut in den Adern erstarren machte. Auf einem Umkreise von zehn bis zwanzig Fuß waren die dicken Büsche, das Moos und die Schlingpflanzen niedergedrückt, als-ob viele und schwere Wagenräder darüber hingerollt wären, und inmitten dieser offenen Strecke lag ein großer Königstiger, über und über mit Blut bedeckt, den zermalmten Kopf einer ungeheuren Anaconda- schlange in seinem Rachen und er selbst von den glänzenden Schlingen derselben umstrickt und von ihr, mit Ausbietung der letzten Kraft erwürgt.

„Es kommt zuweilen vor, daß Beide auf diese Weise den Tod finden,“ berichtete Jorel, unser erfahrener Führer.

„Was für herrliche Siegeszeichen, um sie mit nach England zu nehmen als Andenken und zur Bewunderung für unsere Bekannten!“ rief Wa- lace ganz begeistert; „ich würde sie nicht um tau- send Pfund weggeben!“

„Und ich würde fünfzig Pfund darum geben, wenn ich den Kampf hätte mit ansehen können!“ sagte ich mit Bedauern.

Mit Jorels Hülfe zogen wir die beiden Thiere kunstgerecht ab und nahmen Fell und Haut mit uns, nachdem wir unsern erprobten Führer für seinen Antheil reichlich entschädigt hatten.

Ich sowohl, als Wallace, hatten nun alle Lust zum weitern Jagen verloren, und so reisten wir am folgenden Tage nach der Stadt Bombay ab, wo wir uns nach England einschiffen.

Ogleich ich mich viele Jahre lang in Indien aufgehalten hatte, so war dieser Tiger- und Schlangenkampf doch mein einziges Jagdaben- teuer, das wirklich erzählt zu werden verdient. Nur mit Grauen kann ich dessen gedenken!

Der Wiedertäufer.

Von Karl Stöber.

Auf einem der höheren Punkte des Hahnen- kamms liegt der Altheimershof, ein Landgut, welches den Grafen von Pappenheim gehört. Von dem kleinen Thurm auf dem Herrenhause, der die beiden starken Eckthürme überragt, sieht man die Alpen, wenn ein günstiger Morgen- oder Abendwind den Nebelvorhang auf die Seite ge- schoben hat.

Im Jahr 1535 wurde der Hof von dem Päch- ter Martin Steiner bewohnt, einem klugen

und rührigen Manne, der nichts übersah und nichts unbenutzt ließ, was ihm Vortheil bringen konnte, weder Kleines noch Großes. So hatte zum Exempel der Knabe, den er mit seinen Gänsen im Sommer auf den Ager und im Herbst auf die Stoppeläcker schickte, ein Säcklein an einem Strick über die Schulter hängen. In dieses sammelte er die Federn, welche die Gänse fallen ließen, wenn sie draußen am Feldbrunnen ihre Anzug in Ordnung brachten oder Händel hatten, die nicht ohne einige Flügelschläge und Schnäbelhiebe abgemacht werden konnten. Und wenn er Abends nach Hause kam, hängte er das Säcklein an den Nagel, der dazu in die Wand geschlagen war, und fand am Morgen darauf, wenn er mit seinen weißen Frauen wieder ausziehen wollte, getrocknete Holzbirnen darin, viel oder wenig, je nachdem die Federnsammmlung Tags zuvor ausgefallen war. Denn auch die wilden Birnbäume, die sonst von großen Pächtern den armen Leuten gelassen werden, ließ Martin Steiner nicht unbenutzt, und als seine Tochter nach Langenaltheim heirathete, hatte er unter andern mit einem Theil ihrer Früchte von seinen Gänsejuben schon so viele Federn eingehandelt, daß fast ein ganzes Bett damit gefüllt werden konnte.

Außerdem zog der kluge Martin noch etwas in seine Dienste, besonders nachdem seine treue Gehilfin Frau Martha ihre scharfen und wachsamten Augen geschlossen hatte.

Der Altheimer Hof war nämlich nicht nur ein sehr altes Gebäude mit tiefen Kellern, finstern Winkeln und großen hallenden Speichern, sondern stand auch auf einem Platze, wo schon die Heiden ihr Wesen getrieben hatten. Wenigstens schloß man es aus den römischen Scherben und Münzen, die man hin und wieder fand, wenn man pflügte, oder einen jungen Baum pflanzte oder einen verborenen mit den Wurzeln heraus hob. Und es war daher nicht anders als in Ordnung, daß der Hof auch seinen unsichtbaren Bewohner hatte, den man „den Alten“ nannte, weil der Eine seinen kahlen Kopf, der Andere seinen grauen Bart, und der Dritte seine starken weißen Augenbraunen gesehen haben wollte. Ja, ein Knecht, der von ihm eine Ohrfeige erhalten zu haben behauptete, versicherte, seine Hand sei wie von Eisenbein, und außer den Knochen und dem lebernen Ueberzug könne kein Loth Fleisch daran sein.

Defungeachtet war der Alte ein gutartiger Geist, denn er neckte die Diensthöten nicht, versetzte sie auch nicht unnöthiger Weise in Schrecken, sondern strafte sie nur, wenn sie fluchten oder in ihrer Pflicht etwas versäumten, wie der obige

Knecht, der vom Tanze nach Hause gekommen, sich auf die Bäurenhaut gelegt hatte, ohne seine Pferde zu tränken.

Daher wollte auch der kluge Martin Steiner nicht, daß dieser sein Hausgenosse vor den neuen Diensthöten ein Geheimniß bleiben sollte, wie man es in andern Häusern zu thun pflegt, die mit solchen Geistern der unsichtbaren Welt heimgesucht sind. Er benützte vielmehr von jedem Winter eine oder die andere Abendstunde um ihn bei den älteren Knechten und Mägden in frischem Andenken zu erhalten, und die neueingetretenen auf den unsichtbaren „Ueberall und Nirgend“ aufmerksam zu machen. Bei Tag rebete er aber nicht von ihm, weil er wohl wußte, daß solche Vorträge bei der Nacht gehalten werden müssen, wenn sie den erwünschten bleibenden Eindruck machen sollen.

So auch an einem Sonnabend des oben genannten Jahres 1535, wo er mit allen seinen Leuten in der großen gewölbten Halle beisammen war. Ein Novembersturm, der unaufgehalten über die Hochebenen des Hahnenammes dahinbrauste, rüttelte an den runden Fensterscheiben und war oft an dem brennenden Spahn zu spüren, womit die Halle erleuchtet oder, vielmehr, ihrem größeren Theile nach in ein trübes Halbbunkel gesetzt war. Die zwei Knechte, der Schäfer und die Kleinmagd standen in diesem Halbbunkel und wuschen und schmierten ihre Schuhe für den morgenden Kirchgang. In einem ganz finstern Winkel lag der Hofsund, denn er wagte es nicht an das Licht zu kommen, wohl wissend, daß er um diese Zeit schon auf seinem Posten vor dem Hause sein sollte. An dem großen eichenen Tische saß Niemand als der Bauer mit seiner Tochter und der Großmagd, die erst am Martini eingestanden war und von selbst nach dem unsichtbaren Hausmeister fragte.

„Ja, Kathi“, erwiederte ihr neuer Herr, „so ist's. Wenn du auf dem rechten Wege bist und deine Pflicht thust, hast du den Alten nicht zu fürchten, und er legt dir so wenig etwas in den Weg, als das Heimlein, das am Küchenherde zörpt. Wenn du aber ungehorsam, untreu, unfleißig gewesen bist, wenn du gestohlen, versäumt, verwahrloset oder Schaden gethan hast, dann fürchte dich. Denn er ist ein gar großer Freund von dem Stück in der Haustafel, welches lautet: „Zhr Knechte, seid gehorsam euren leiblichen Herren, mit Furcht und Zittern — das heißt, mit aller Ehrfurcht und Achtsamkeit — in Einsältigkeit, aufrichtiger Folgsamkeit eures Hergens, als Christo, nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Knechte Christi,

daß ihr solchen Willen Gottes thut von Herzen, mit gutem Willen. Lasset euch bücken, daß ihr dem Herrn dienet, nicht den Menschen.“ — Die Kündel mit dem kurzen Fuß, die bei meiner Urgroßmutter diente, ging eines Abends spät, da sie vom Streurechen heimgekommen war, den Schweinen ihr Futter vorzuschütten, und eilte so, daß sie nicht merkte, wie die Rüben unten im Kübel noch ganz heiß waren. Da stolperte sie vor der Hausthüre und fiel mit dem ganzen Gesicht in das heiße Futter, das sie verschüttete. Und es war kein Stein oder desß etwas, worüber sie strachelte, sondern der Alte hatte ihr den Fuß gestellt. Denn als die Kündel nachher mit dem Spahnlicht kam, um das Ausgeleerte wieder aufzufassen, sah sie keine Nabel, geschweige denn mehr, im Wege liegen, worüber sie hätte stolpern können. Der Alte aber wußte gar wohl, daß ein Schwein leichter Schuhnägel verdaut, als einen einzigen heißen Bissen. —

„Ein anderes Mal nahm die Kündel meiner Großmutter einen Knäuel Zwirn aus dem Nähkorb und steckte es in ihre Tasche. Zwischen Tag und Licht aber schlich sie in die Kammer hinaus, warf das Gestohlene in ihre Truhe und ging wieder an den Herd hinab, wo meine Großmutter selig den Brei über dem Feuer hatte. Die sah einen langen Faden an dem schwarzen Rock der Magd, und weil sie nicht gern etwas unkommen ließ, langte sie darnach. Aber der Faden war nicht eine Elle lang oder zwei, sondern reichte bis über die Klüchenthüre hinaus. Und als sie sich von der krummen Kündel dazu leuchten ließ und dem Faden nachging, kam sie die Stiege hinauf und in die Kammer, und fand zuletzt den Schatz in der Truhe. Ihr Eigenthum aber erkannte sie sogleich, weil sie ihren Zwirn über eine getrocknete Gänsdrossel wickelte, in welcher Erbsen waren, so daß man sie hören konnte, wenn man das Knäuel schüttelte. Weil aber sonst ein Faden von selbst nicht so fest hängen bleibt, so ist es nicht anders, als daß ihr der Alte denselben mit ein wenig Pech von einem fichtenen Brette an den Rock klebte und an dem Knäuel zog, bis sie wieder drunten in der Küche war.“

Und so berichtete Martin Steiner seinen neuen Dienstboten zum warnenden Exempel noch gar viel von dem Alten. Aber so gerne auch der Erzähler den freundlichen Leser neben dem klugen Manne am warmen Ofen sitzen ließ, so muß er ihn doch nothgedrungen mitten in die dunkle Nacht und in den Novembersturm hinaus bemühen.

Da wandelte noch der achtzigjährige Wiedertäufer Johann von Schauwen sehr müde und

voll Sehnsucht nach einer Herberge, aber fast ohne Hoffnung, in dieser Nacht mehr eine andere zu finden, als an einem Zaun oder unter einem Busche. Denn abgesehen von der wenig bewohnten Höhe des Hahnenkamms, wohin er sich verirrt hatte, war damals Niemand schlimmer daran als die Wiedertäufer, nachdem mehrere derselben in ihrer Schwärmerie so böse Dinge verübt hatten. Sie wurden nun von Katholiken und Protestantengleichmäßig gehaßt und verfolgt, und waren auf der andern Seite in Franken und Schwaben ihrer zu wenig, als daß ein wandernder Anabaptist hoffen konnte, von Tagreise zu Tagreise Leute von seiner Sekte zu finden.

Johann von Schauwen gehörte zwar nicht zu den Schwärmern. Er hatte sich vielmehr auf die Nachricht, daß sich auf den Gütern der deutschen Herren in Franken und Schwaben noch ganz ruhige Brüder befänden, aufgemacht, um sie in ihrer friedlichen Gesinnung zu bestärken und ihnen, als einer ihrer angesehensten Lehrer, zu predigen und einzuschärfen das Wort: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen.“ — Aber, andern Theils, war auch der fromme Mann noch so wenig zur evangelischen Freiheit durchgedrungen, daß er sich nicht entschließen konnte, von seinem Anzuge die Wahrzeichen zu entfernen, woran man sogleich ein Mitglied der so verurtheilten Wiedertäufer erkennen mußte.

Nun war er zwar in einem Hohlweg, der unmittelbar in den Altheimer Hof führte, und aus dem er nicht leicht mehr kommen konnte. Aber der sparsame Martin Steiner war ein abgsagter Feind von Gastfreundschaft, der gerne jeden Vorwand ergriff, um ihrer Ausübung enthoben zu sein, und am wenigsten einen Wiedertäufer über seine Schwelle gelassen oder nur mit einem Bissen verschimmelten Brods begabt hätte.

Das wußte freilich Johann von Schauwen nicht, und ging, als er unvermuthet an den Hof gekommen war, durch das Thor, das wahrscheinlich der Sturm aufgeschoben hatte, und durch die offene Hausthüre mitten in die gewölbte Halle hinein, wo der kluge Martin gerade von dem Alten erzählte. Da erwartete er nun, daß noch ein ärgerer Sturm über ihn ausbrechen würde als draußen auf der Haide, und bat Gott, er möchte das Herz des Bauern nur so weit erweichen, daß er ihm ein Stück Brod und einen Platz in seiner Schüppe gebe.

Aber Martin Steiner war, als er den Wiedertäufer so plötzlich erblickte, auf einmal ganz um-

gewandelt. Er zog seine Mütze vor ihm ab, ließ nicht nach, bis er sich in seinen Armstuhl setzte, bestellte ihm die beste Eier Speise, von der man auf dem Hahnenkamm weiß, befahl, sein Bett mit heiß gemachten Brettern zu wärmen, kurz, ehrte ihn, wie man den theuersten Gast nur ehren kann. Und als Johann von Schauwen des andern Tags weiter zog, ließ sich Martin die Mühe nicht verdrießen, ihm den Weg nach Ellingen sehr genau zu beschreiben, ob er gleich etwas verlegen war, als er seinen Gast aus der Schlafkammer wieder hervorgehen sah.

Fragt aber der freundliche Leser, warum der geizige Martin den Fremdling so liebeich und freigebig bewirthete, so antwortet der Erzähler seiner Pflicht gemäß: Er hielt ihn für den — Alten, mit dem er es nicht verderben wollte.

Der Herr Herr aber wollte einmal seinen Friedensboten durch einen Geizigen speisen und erquicken!

Ein Jedes seg' vor seiner Thür.

Dieses allbekannte Sprüchwort hat Recht, aber auch . . . Unrecht.

Wenn Jemand, aus bloßem Wunderthum oder aus Bosheit, um das Thun und Lassen Anderer sich bekümmert; wenn er sich unberufen in ihre Händel und Zwistigkeiten mischt, nicht um dieselben zu schlichten und zu vermitteln, sondern um sie noch mehr zu verwickeln; wenn er ganz gut und genau die Haushaltungswirren und die Selbstverlegenheiten seiner Nachbarn kennt und dabei, — wie's gewöhnlich der Fall ist, — das Heil seiner eigenen Seele, seine Familie und seine Arbeit vernachlässigt, ein solcher Mensch würde besser daran thun, vor seiner eigenen Thür zu stehen.

Ein Jedes soll immer bei sich selbst anfangen. Was siehst du aber," sagt der Heiland, "einen Splitter in deines Bruders Auge, und des Balkens in deinem Auge wirst du nicht gewahr? oder wie kannst du sagen zu deinem Bruder: Halt stille, Bruder, ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen, und du siehst selbst nicht den Balken in deinem Auge? Du Heuchler, ziehe zuvor den Balken aus deinem Auge, und besiehe dann, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest."

Nur dann ist man berechtigt Andere zu tadeln und ihnen ihre Fehler aufzudecken, nur dann nehmen sie solches willig an, wenn man gegen sich selbst streng ist und sich gebessert hat. Wer seinen Weg richtig wandelt in der Furcht des Herrn, braucht nicht viele Worte zu machen um auf Andere nutzbringend einzuwirken; sein Leben ist einem

Lichte gleich, das die Seelen erhellet und zum Guten leitet. Die beste Predigt bleibt doch immer That und Beispiel.

Allein oft auch dient das Sprüchwort der Gleichgültigkeit zur Entschuldigung. Will man sich um die leiblichen und geistlichen Bedürfnisse seines Nächsten nicht gerne kümmern, so heißt's gewöhnlich gleich: Ich habe genug zu seggen vor meiner eigenen Thür. Und doch ist in der Nachbarschaft ein schlecht besorgter Kranker, bei welchem unvorsichtige und mitleidige Verpflegung höchst dringend und nothwendig wäre, oder der eines frommen und tröstenden Zuspruchs gänzlich entbehrt, der Niemand um sich hat zum Vorlesen erbaulicher und stärkender Schriftstellen. Hier lebt ein unerfahrenes Mädchen, das keine liebende, leitende Mutter mehr hat, und doch allenthalben von Versuchungen umgeben und bedroht ist, bei diesem wären gute Rathschläge und der Beistand christlich gesinnter Nachbarn am rechten Plage. Dort wieder ist eine Haushaltung, in welcher tagtäglich Zank und giftige Scheltworte das Uebergewicht haben, und wo doch weise und friedliche Ermahnungen gegenseitige Verträglichkeit und Eintracht herstellen könnten.

Unglück und Kämpfe und Schmerzen aller Art umringen uns hienieden und laut ertönt der Ruf: „Zu Hülfe! zu Hülfe!“ Auch der Heiland ruft uns zu: „Wirst du nicht Mitleid haben mit diesen Schafen, für welche ich mein Leben gelassen?“

Während eines Augenblicks fühlst du dich ergriffen und gerührt, dann aber weichst du zögernd zurück; die falsche Scham, die Hartherzigkeit, der Eigennutz gewinnen wieder die Oberhand und du antwortest auf den doppelten Hülfesruf: „Ich habe vor meiner eigenen Thür zu seggen.“

Wenn Feuer ausbricht in einem Hause, so strömt man von allen Seiten zum Löschen herbei, denn, werden die Flammen beim Nachbar gehemmt, so arbeitet ein Jeder zum Schutz und zur Erhaltung seines eigenen Hauses.

Wie das Feuer in einem einzelnen Hause Gefahr und Verderben bringen kann für ein ganzes Dorf, so ist auch die Sünde in einer einzelnen Seele eine Gefahr für alle Seelen. Indem man vor dem Hause des Nächsten segt, um das Uebel darin zu bekämpfen, so segt man zugleich vor dem eigenen Hause und bewahrt ebenso seine eigene Seele, wenn man für das Wohl und Glück und Heil der andern treulich arbeitet.

Wir sollten darum nicht kalt und gleichgültig bleiben bei den Mühen und Kämpfen des Näch-

sten, wohl aber herzlich für ihn beten, und ihm beistehen in seinen Nöthen mit Rath und mit That.

Landwirthschaftliches.

Müßt nicht erschrecken, ihr lieben, fleißigen Landleute, ob dieser Ueberschrift, mißmuthig den Kalender zumachen und bei Seite legen, vielleicht gar achselzuckend sagen: Was sichts denn heuer den Boten wieder an, daß er uns eine gelehrte Vorlesung aufstischen will? Schuster, bleib' beim Leisten! Wir wissen Alle, was wir zu thun haben, vom A bis zum Z, und unsere vielfachen Arbeiten gehen regelmäßig vom Fleck, gerabe wie am Schnürel; wir brauchen Niemand, der uns in's Handwerk pfuscht! Na, nur stät, liebe Freunde, so ist's nicht gemeint! Leset nur gedulbig und aufmerksam weiter und ihr werdet etwas finden, das ein erfahrener Gevattersmann des Boten ihm mitgetheilt hat für die lehrenhaften Kalenderleser vom Lande, denen es darum zu thun ist, auch ein Wort mitreden zu können, wenn die Landwirthschaft zur Sprache kommt, bald da, bald dort. Der Bote hat's früher schon einmal offen und ehrlich gestanden: Was die Arbeit in Feld und Nebel und Matten betrifft, da versteht er vom Sester fein Mässel, und würde sich auch niemals erkühnen, eigene Artikel darüber zu schreiben; wenn ihm aber sein guter alter Freund, der das Ding aus dem Fundament versteht, zu Nutz und Frommen seiner Leser etwas zusendet, so nimmt er's mit freudigem Dank an. Jetzt aber wäre genug präambulirt, und es ist Zeit, daß des Boten sachverständiger Gevattersmann zum Worte komme, dessen beherzigenswerther Aufsatz folgendermaßen lautet:

Die Flachsseide.

Unter diesem und einigen anderen Namen kennt man bei uns eine Schmarogerpflanze, wovon eine Art durch den Flachs- oder Leinsamen, zuerst aus Kurland eingeführt ward. Daher der Name Flachsseide. — Hier wollen wir die Bemerkung wiederholen, welche vor einigen Jahren bereits der Hinkende Bote seinen treuen Lesern mitgetheilt hat, daß es höchst wichtig ist, von Zeit zu Zeit den Samen der Gemüße und anderer Pflanzen aus weiter entlegenen Gegenden kommen zu lassen, das zu praktiziren, was die Deutschen den Samenwechsel nennen, weil dieß ein probates Mittel ist, um die Verschlechterung, sowie gewisse Krankheiten, welche die im Großen gebauten Pflanzen heimsuchen, zu vermeiden.

Die Schmaroger sind Niemanden und nirgend's willkommenen Gäste, und daß oben genanntes Unkraut so ein recht ungebeter Gast ist, darüber sich zu wundern wird keinem Menschen einfallen. Vor mehr denn dreißig Jahren schickte man aus Peru, in Südamerika, nach Europa den Samen einer Futterpflanze, auf die man in jenem Lande so große Stücke hält, daß man glaubte, sie den europäischen Landwirthen empfehlen zu müssen. Es stellte sich nun aber heraus, daß jene hochgerühmte Futterpflanze weiter nichts ist als der Luzerneflee, den man seit mehr denn vierzig Jahren immer häufiger, unter dem Namen „Spitzflee“ fleißig pflanzt, und der eben aus der Alten Welt in die Neue war ausgeführt worden.

Mit jenem Samen schickte man uns aber auch von jenseits des großen Weltmeers eine Art Flachsseide — die Gelehrten nennen die Pflanze Cuscuta — die sich bald verbreitete und die vor dreißig und mehr Jahren bereits manchen Spitzfleeacker, im eigentlichen Sinne des Wortes, aufsaß. Jetzt ist dieser Schmaroger bei uns ziemlich selten geworden. Dahingegen hat eine andere Pflanze derselben Gattung, die bei uns von Alters her einheimisch ist, angefangen sich auf unsern Ackeräckern einzunisten, und in letzter Zeit wurde der Ertrag mehr als eines derselben mehr oder weniger vernichtet. Hat dieses Unkraut einen Acker überfallen, so greift es reißend um sich, und um unsere wackeren Landleute in den Stand zu setzen, durch dasselbe nicht ihre Ernte zerstört zu sehen, wollen wir ihnen einige wohlgemeinte Mittheilungen zur ernstlichen Beherzigung zum Besten geben.

Zuerst die Bemerkung, daß die Flachsseide, so gut wie der allbekannte und höchst schädliche Hanf- oder Tabakwürger, den die Gelehrten Orobanche nennen, eine einjährige Pflanze ist, das heißt, eine solche, die jedes Jahr aus ihrem Samen aufgeht, blüht und ihre Früchte ablegt, um dann zu sterben. Für jene beiden, sowie überhaupt für alle einjährigen Unkräuter, ist es nun von höchster Wichtigkeit, das Uebel an der Wurzel abzuschneiden, was dadurch geschieht, daß man diese Unkräuter, wozu, unter anderen, auch der Heberich gehört, durch das Abschneiden verhindert sich weiter zu verbreiten. Solches zu thun ist aber ganz kinderleicht: man muß diesen unliebamen Schmarogern eben einen Niegel vorschieben, damit sie ihre Samen nicht zur Reife bringen können, was dadurch sehr leicht ist und möglich, daß man, sobald sie in Blüthen stehen, sie sorgfältig ausreißt. Dadurch verhindert man diese ungebeteren Gäste, ihre verderblichen Samen reifen zu lassen und ist sicher, das Gefindel los zu werden.

Daß dieses Mittel ganz probat ist, davon haben einige verständige und umsichtige Landwirthe den Beweis geliefert, die ihre Wiesen und Felber von allen jenen schädlichen und ungenen gesehenen Eischgenossen durch Anwendung desselben säuberten. Sorgfalt ist eine, auch dem Ackermann, nicht genug zu empfehlende Vorsicht.

Sollte, wie dieß schon hin und wieder vorgekommen, aus Unkenntniß der Gefährlichkeit, der Flachsseide Gelegenheit gegeben worden sein, ihre Verheerungen auf dem ganzen Acker, wo sie in großen Kreisen um sich greift, anzustellen, so muß man zu einem Radikalmittel seine Zuflucht nehmen, welches darin besteht, daß man den Acker abmäht, mit Stroh überstrent und dasselbe dann anzündet, um das Unkraut in seiner Wurzel, nämlich in seinem Samen zu zerstören.

Weil oben der Hauf- und Tabakwürger erwähnt wurde, der manchmal einen guten Theil der Tabakernte vernichtet, so soll noch bemerkt werden, daß jene Pflanze mit ihren blaßgelblichen Blumen, bloß auf den Wurzeln des Tabaks ihre Nahrung sucht, während die Flachsseide die Kleestengel umfaßt und erwürgt; jene kann leicht, wo sie zum Vorschein kommt, durch Kinder herausgerupft werden. Mehrfach aber hat sich's gezeigt, daß dieser Schmarotzer auf Felbern zum Vorschein kam, wo seit einigen Jahren kein Tabak mehr gepflanzt worden. Die Samen aber waren aus einem früheren Jahre im Boden ruhig liegen geblieben, und warteten dort geduldig ab, bis wieder Tabakwurzeln sich zeigten, worauf sie sogleich auf's Neue zu keimen anfangen, weil sie jetzt in der Nähe ihrer Nährpflanze sich befanden.

Das Kind und die Vögel.

In der strengen Winterszeit, wenn draußen Alles mit Eis und Schnee dicht bedeckt ist, da geht's den Vögelein gar hinderlich; die lieben buntbefiederten Thierlein aller Art haben große Mühe und Noth, wenn es gilt den quälenden Hunger zu stillen, der sie zu den Wohnungen der Menschen treibt, die doch oft so lieblos und grausam gegen sie sind und ihnen, trotz des großen Nutzens den sie schaffen, durch Vertilgung der schädlichen Insekten, grausam und unbesonnen nachspüren auf mancherlei Weise. Bereits in früheren Jahrgängen seines Kalenders hat der Bote die lieben und nützlichen Vögel in Schutz genommen und einige Predigten gehalten ihnen zu Ehren und Gunsten, wobei ein lieber Freund

aus Lothringen ihm damals kräftig und mit großer Sachkenntniß an die Hand gegangen ist. Wie froh und glücklich sind die Vögel, wenn sie in den harten Wintertagen Futter gestreut bekommen von mitleidigen Menschen, deren Wohnungen sie hülfesuchend sich nahen! Der Bote will hier seinen lieben Lesern einige Verse in Straßburger Mundart mittheilen, die von einem gutmüthigen Kinde erzählen, das lieblich der hungernden Vögelein sich annimmt. Das Kind steht in der warmen Stube am Fenster, vor welchem ein armer hungriger Gast sich niedergesetzt hat, und sagt mitleidig zu seiner Mutter:

Lueij, Mamme, uff'm Fenschtvrbrett
Sist gar e Bettelmann!
G'Boeijele, so klein un nett,
Halt't um syn Fresse-m-an;
'S arm Thierel find't jo druß nir meeh,
Denn Alles deckt e tiefer Schnee!

O Mamme, 's wär jo waijer schab'
Käm's druß vor Hunger um! . . .
Maart nurr, du kleiner Kamerad,
Krieisich ebbs ze fresse! kumm
Zue mier in's Stüewel, wean de witt,
Wo's Brocclet aller Arte gitt.

Kumm nurr eryn un freiß dich satt;
Bruchsch jo fen Angfacht ze han!
De duursch mi, kumm! 's wär wärzig schab,
Käm'sch d'um, du Bettelmann!
Höersch d' wie d'r Ofse brummt un surrt?
Wenn d' gresse hesch, kannsch widder surrt! . . .

Un wenn de widder Hunger hesch,
Ze klopf nurr herzast an,
Denn druße is in dym kleine Nesch
Muesch d'gar ze kalt jo han!
Kumm nurr, so vielmoal als de witt,
Un bring au Kamerade mit!

D. H. . . .

So, das wären die kindlichen Verslein in unserm lieben alten „Stroosburrjer = Dytisch,“ welches für einen oder den andern der geeigneten Leser vielleicht schwer zu entziffern ist. Na's wird den Kopf nicht kosten, wenn er ein wenig dran stubiren muß. Herzlich freuen aber würde es den Boten, wenn's ihm dadurch gelungen wäre, bei Jung und Alt, Warmherzigkeit und Mitgefühl zu erwecken für die armen darbedenden Vögelein in der harten Winterszeit.

ro-
Die
ben
men
igen
hier
rger
igen
Bö-
oar-
mer
fagt

n in
sch,
igten
wird
bran
den
bei
ihl zu
n der



Die Schreckensnacht.

Die Schreckensnacht.

(Mit einer großen Abbildung.)

Durch sein großes Kalenderbild gedenkt der Bote den genieigten Leser, versicht sich, in Gedanken nur, um fast vierhundert Jahre zurückzuführen, nämlich in das letzte Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts, in jene Zeit, da die freie deutsche Reichsstadt Straßburg, die mächtige Feste, hoch in Ehren stand ringsum in allen Landen, und Künste und Wissenschaften, Handel und Wandel und Gewerke blühten unter ihrer mächtigen und streitbaren Bürgerschaft, mit ihren biedern, wackeren Bänkten und Gilden. Zu Straßburgs Messen und Jahrmärkten, welche regelmäßig abgehalten wurden, strömten, aus den entlegensten Gegenden, die Kaufleute und Reisenden aller Art herbei. Hauptsächlich die Johannismesse lockte in Menge die handels- und kaufmännigen Gäste heran, die natürlich auch Obdach und Unterhalt finden wollten in den Wirthshäusern und Herbergen der frohbelebten Stadt, und dieselben besetzten und anfüllten von oben bis unten.

Eines dieser Wirthshäuser, und dazu eines der am meisten besuchten, war das in der Nähe der alten unheimlichen Schindbrücke und des Kaufhauses gelegene, welches das sonderbare, seltsam klingende Schild führte: „Zum Spanbett,“ oder auch, wie's in einer Stadtchronik heißt: „Zum Spanbett.“ Woher dieser außergewöhnliche Name, der auch Bettlade oder Bettgestell bedeutet, mag gekommen sein, will der Bote nicht ausgrübeln, denn so weit reicht seine Gelehrsamkeit keineswegs, und die alten Chronikbücher geben keinen Aufschluß darüber.

Kurzum, das Wirthshaus „zum Spanbett“ hatte seinen guten, weit verbreiteten Ruf und seinen zahlreichen Fremdenbesuch in hohem Grade verdient. Sein Inhaber, Meister Berthold, war ein freundlicher, gewürfelter Wirth, dem seine rüstige Hausfrau und seine beiden erwachsenen Töchter, Martha und Elisabeth, tüchtig zur Seite standen und an die Hand gingen. Treulich theilten sie alle Arbeit und alle Sorgen mit ihm. Den Beisand aber der ältesten Tochter sollten die Eltern in nicht allzu langer Zeit entbehren müssen, denn die blonde, sittige Martha war mit reiner, treuer Liebe dem stattlichen, fleißigen Wilhelm zugehan, dem einzigen Sohn eines Waffenschmieds aus dem benachbarten Goldgießen. Hand und Herz hatte die Jungfrau dem glücklichen Jüngling versprochen, mit der Eltern freudiger Zustimmung. An ihres Wilhelms Seite wollte

Martha liebend durch's Leben ziehen und treulich Freud und Leid mit ihm theilen, wie sich's geziemet in einem christlichen Ehestand.

Der glückliche Bräutigam hatte schon seine Wanderjahre durch das Schweizerland und einen großen Theil des Deutschen Reiches hinter sich liegen. In verschiedenen Städten hatte er sich, bei bewährten Meistern, vervollkommen in seinem kunstreichen Handwerk. Das Bild des schmucken Wirthstöchterleins aus dem Spanbett war, tief im Herzensschrein verschlossen, mit ihm gezogen auf allen seinen Wegen als lieblicher Schutzengel, denn in den Knabenjahren schon hatte er gedacht, Berthold's Martha bräuben beim Kaufhaus würde ich einmal gerne heimführen als treue Lebensgefährtin und als zärtliche und sorgsame Tochter meiner Eltern. Wilhelm war eben von Jugend auf gar ernstes Sinnes, dachte an die Zukunft und lebte nicht so leichtsinnig in den Tag hinein. Nach vollendeter Wanderschaft sollte er einst des alternden Vaters Werkstatt übernehmen und sein eigener Herr und Meister werden. Durch Fleiß und Sparsamkeit hatten die Eltern ein hübsches Vermögen erworben, das ihnen erlaubte, sich zeitig in den Ruhestand zu begeben.

Zu Ende des Jahres 1496 war Wilhelm heimgekehrt aus der mehrjährigen Fremde, unverdorben an Leib und Seele, und hatte sich bald wieder heimlich geföhlt im lieben Elternhause, in der altgewohnten väterlichen Werkstätte im Goldgießen. Mit ihres Sohnes getroffener Wahl hinsichtlich der fleißigen, frommen und sittigen Wirthstochter, waren die Eltern beiderseits gänzlich zufrieden, und Allen erschien die Zukunft in rosigem Lichte. Zur Herbstzeit des Jahres 1497, so war man übereingekommen, sollten Wilhelm und Martha sich eheliche Treue geloben am Altare des Herrn.

Daß der junge Waffenschmied seine Feierabende gar gern drüben in der großen Stube des Spanbetts zubrachte, in der beglückenden Nähe seines holden Bräutchens und in traulichem Geselose, das versteht sich von selbst, wie auch, daß Beide den zur Hochzeit bestimmten Michaelstag sehnlich herbeiwünschten. —

Die Johannismesse des Jahres 1497 war sehr herangekommen, und die alte, weitbekannte Reichsstadt füllte sich mit handelsmäßigen Gästen. Besonders das in so gutem Rufe stehende Wirthshaus zum Spanbett konnte kaum die Zahl der Einlassbegehrenden fassen, und der Familie Berthold und ihrer Dienerschaft fehlte es nicht an Arbeit und Mähen. Unter der Menge der Gäste befand sich auch ein fremder zugewandter Be-

nebtlinermönd, ein äußerst gutmüthiger und frommer Mann, der aber durch seine ungewöhnliche Wohlbeleibtheit ziemliches Aufsehen erregte, um das sich jedoch der gute Vater Anselm nicht im geringsten kümmerte und ruhig und getrost seinen gewohnten Weg fortging.

Während mehrerer Tage schon hatten die Wirthsgeschäfte stattgefunden zur allgemeinen Befriedigung der Käufer und der Verkäufer, und obgleich es bei Berthold's gar unruhig und durcheinander berging, wegen der vielen, vielen Fremden, so konnte sich's Wilhelm doch nicht versagen, allabendlich über die Schindbrücke hinüberzugehen, um auf einige Augenblicke seine vielbeschäftigte Martha zu sehen und zu sprechen und ihr dann treuherzig die Hand zu drücken und eine gute sonste Nacht zu wünschen.

Solches geschah denn auch am Abend des Freitags nach dem Sankt-Urlichstage. Die zehnte Stunde nähete heran und Wilhelm schritt langsam, doch innerlich vergnügt, über's Wasser hinüber und öffnete die Thüre des stillen Vaterhauses, das einen schroffen Gegensatz bildete mit dem toeben verlassenen Spanbett, wo noch lustiges Treiben herrschte und lautes, belebtes Gespräch an den mit Krügeln und Bechern reichlich besetzten Tischen, wo sich's die fremden Kaufleute wohl sein ließen nach den ermüdenden Geschäften des Tages. Vater Anselm, dem's durchaus nicht gemächlich war in diesem wirren Durcheinander, hatte sich, nach genossenem Nachtmahl, bereits in sein einfaches Stübchen begeben, droben im zweiten Stockwerke, sein Abendgebet gewissenhaft verrichtet und ruhig und getrost sich zu Bette gelegt. Nach und nach wurde es auch stiller in der geräumigen Wirthsstube und alle Bewohner des Hauses suchten ihr Lager auf, ohne die geringste Ahnung zu haben, daß die beginnende Nacht eine unheilvolle Schreckensnacht werden sollte.

Um im Vorderhause Raum zu schaffen für die zahlreichen, gut bezahlenden Gäste, begnügten sich Meister Berthold und die Seinen, während der Messe, mit dem Kleinen, an das Kaufhaus stoßenden Hintergebäude, in welchem, durch die Sorgfalt der umsichtigen Töchter, zwei sonst unscheinbare Stuben ziemlich wohnlich hergerichtet worden.

Witten in der Nacht brach Feuer aus in der großen Wirthsstube! Wer sich einer unverzeihlichen Versäumniß dort schuldig gemacht hatte, konnte niemals ermittelt werden; vermuthlich war die Küchenmagd unvorsichtig gewesen mit glimmenden Kohlen, und wie ein Dieb listig einbricht in der Nacht, so war auch der Brand ausgebrochen, heimlich und tödtlich, zur Mitternachts-

stunde, als alle Insassen des übervollen Spanbetts im ersten Schlafe lagen!

Die Küche, in der die Flammen bald lichterloh glühten, befand sich im Bodengeschos und ihre Fenster gingen auf die Straße hinaus. Im Innern des Gebäudes, beim Eingang in die Küche, zog sich der breite Hausehörn hin und führte zu den hölzernen Treppen, die in wenigen Augenblicken vom wüthenden Feuer ergriffen wurden, so daß Rettung aus den obern Stockwerken auf diesem Wege nicht mehr möglich war, und doch schliefen so Viele, Viele dort droben in sorgloser Ruhe!

Glücklicherweise kam eine der städtischen Scharwachen eben über die Schindbrücke herüber, und suchte nicht wenig, als sie die hell erleuchteten Fenster der Spanbettfläche erblickte. Die fürsichtigen Soldner merkten gleich, daß da drinn ein Brand wüthe, und: *Hyrio! Hyrio!* der Markt und Wein durchschneidende Feuerruf, schallte großlich durch die menschenleere Straße. Der Anführer der Wache schickte sogleich einen der Männer hinüber an's nahe Münster, um die Wächter von dem ausgebrochenen Feuer, das sie noch nicht sehen konnten, zu benachrichtigen, und es währte nicht allzulange, so erdröhnten die grellen, rasch sich folgendes Schläge der Sturmglocke über die friedlich ruhende Stadt, und riefen zur Hülfe nach. Das große Hauptthor, welches in den Hof des Spanbettes führte, war natürlich fest verschlossen, und doch mußte man hinein, wenn Hülfe geschafft werden sollte. Mit ihren gewichtigen Hellebarden stießen die Scharwächter dran, um die vom zerstörenden Feuer Bedroheten aufzuwecken. Lange regte sich nichts, und schon begannen zwei der Stadtsoldner, die mit Streitarten bewaffnet waren, eine Oeffnung zu hauen in das feste Thor. Der im kleinen Hinterhändchen schlafende Vater Berthold war endlich erwacht, und schlaftrunken eilte der Ueberraschte mit dem Schlüssel herbei und schloß zitternd auf.

„Um's Himmels willen, Meister Berthold,“ rief der Anführer der Scharwache, der mit seinen Leuten in den Hof drang, „rettet Euch! Eure Küche steht in hellen Flammen, und das Feuer greift um sich mit wüthender Eile! Schon brennen die Stiegen!“

„Großer Gott, erbarme dich unser!“ jammerte Berthold; „und die vielen Fremden droben in ihren Zimmern! Die können nun nicht mehr herunter!“

Vorerst aber dachte der Bestürzte an die Rettung der Seinen. Er eilte zurück in's Hintergebäude und weckte Frau und Töchter, die erschreckt aufzuhören bei der unheilvollen Kunde.

Wittern vor einer Straßen umschrie, ge Alles auf bereitet ström sprigen. herzugelassen das vortreffliche zutage, bes Rettungsgar noch nicht, die Gelegen der größten kämpfern d erprobten h haltslose A Alle schon b Vaterstadt! ihr aufsefer

Wir fehr zurück, um herrschte, d flammender Glend und

Unser ju Schlägen d macht, auf Schlaflam Feuerheine liche Stille drüben von laufendes

„Barmh hold's heri „sollte ihne fort!“ Das Treppen hi über die B brunst im l hause seiner

Mit best Mann zum standen die an geeignet welches sch werkes knif und höher das Wehge Schlaf übe hernieder; banden, in lichen übrig

Die Schreckensnacht.

(Mit einer großen Abbildung.)

Durch sein großes Kalenderbild gedenkt der Bote heuer den geneigten Leser, versteht sich, in Gedanken nur, um fast vierhundert Jahre zurückzuführen, nämlich in das letzte Jahrzehent des fünfzehnten Säkulums, in jene Zeit, da die freie deutsche Reichsstadt Straßburg, die mächtige Beste, hoch in Ehren stand ringsum in allen Lauden, und Künste und Wissenschaften, Handel und Wandel und Gewerke blühten unter ihrer muthigen und streitbaren Bürgerschaft, mit ihren biedern, wackeren Zünften und Gilden. Zu Straßburgs Messen und Jahrmärkten, welche regelmäßig abgehalten wurden, strömten, aus den entlegentsten Gegenden, die Kaufleute und Reisenden aller Art herbei. Hauptsächlich die Johannismesse lockte in Menge die handels- und kauflustigen Gäste heran, die natürlich auch Obdach und Unterhalt finden wollten in den Wirthshäusern und Herbergen der frohbelebten Stadt, und dieselben besetzten und anfüllten von oben bis unten.

Eines dieser Wirthshäuser, und dazu eines der am meisten besuchten, war das in der Nähe der alten unheimlichen Schindbrücke und des Kaufhauses gelegene, welches das sonderbare, seltsam klingende Schild führte: „Zum Spanbett,“ oder auch, wie's in einer Stadtchronik heißt: „Zum Spambett.“ Woher dieser außergewöhnliche Name, der auch Bettlade oder Bettgestell bedeutet, mag gekommen sein, will der Bote nicht ausgrübeln, denn so weit reicht seine Gelehrsamkeit keineswegs, und die alten Chronikbücher geben keinen Aufschluß darüber.

Kurzum, das Wirthshaus „zum Spanbett“ hatte seinen guten, weit verbreiteten Ruf und seinen zahlreichen Fremdenbesuch in hohem Grade verdient. Sein Inhaber, Meister Bertholdt, war ein freundlicher, gewürfelter Wirth, dem seine rüstige Hausfrau und seine beiden erwachsenen Töchter, Martha und Elisabeth, tüchtig zur Seite standen und an die Hand gingen. Treulich theilten sie alle Arbeit und alle Sorgen mit ihm. Den Beistand aber der ältesten Tochter sollten die Eltern in nicht allzu langer Zeit entbehren müssen, denn die blonde, sittige Martha war mit reiner, treuer Liebe dem stattlichen, fleißigen Wilhelm zugethan, dem einzigen Sohn eines Waffenschmieds aus dem benachbarten Goldgießen. Hand und Herz hatte die Jungfrau dem glücklichen Jüngling versprochen, mit der Eltern freudiger Zustimmung. An ihres Wilhelms Seite wollte

Martha liebend durch's Leben ziehen und treulich Freund und Leid mit ihm theilen, wie sich's geziemet in einem christlichen Ehestand.

Der glückliche Bräutigam hatte schon seine Wanderjahre durch das Schweizerland und einen großen Theil des Deutschen Reiches hinter sich liegen. In verschiedenen Städten hatte er sich, bei bewährten Meistern, vervollkommenet in seinem kunstreichen Handwerk. Das Bild des schmucken Wirthstöchterleins aus dem Spanbette war, tief im Herzensschrein verschlossen, mit ihm gezogen auf allen seinen Wegen als lieblicher Schützengel, denn in den Knabenjahren schon hatte er gedacht, Bertholdts Martha drüben beim Kaufhaus würde ich einmal gerne heimführen als treue Lebensgefährtin und als zärtliche und sorgsame Tochter meiner Eltern. Wilhelm war eben von Jugend auf gar ernsten Sinnes, dachte an die Zukunft und lebte nicht so leichtsinnig in den Tag hinein. Nach vollendeter Wanderschaft sollte er einst des alternden Vaters Werkstatt übernehmen und sein eigener Herr und Meister werden. Durch Fleiß und Sparsamkeit hatten die Eltern ein hübsches Vermögen erworben, das ihnen erlaubte, sich zeitig in den Ruhestand zu begeben.

Zu Ende des Jahres 1496 war Wilhelm heimgekehrt aus der mehrjährigen Fremde, unverdorben an Leib und Seele, und hatte sich bald wieder heimlich geföhlt im lieben Elternhause, in der altgewohnten väterlichen Werkstatt im Goldgießen. Mit ihres Sohnes getroffener Wahl hinsichtlich der fleißigen, frommen und sittigen Wirthstochter, waren die Eltern beiderseits gänzlich zufrieden, und Allen erschien die Zukunft in rosigem Lichte. Zur Herbstzeit des Jahres 1497, so war man übereingekommen, sollten Wilhelm und Martha sich eheliche Treue geloben am Altare des Herrn.

Daß der junge Waffenschmied seine Feierabende gar gern drüben in der großen Stube des Spanbette zubrachte, in der beglückenden Nähe seines holden Bräutchens und in traulichem Geselose, das versteht sich von selbst, wie auch, daß Beide den zur Hochzeit bestimmten Michaelistag sehulich herbeiwünschten. —

Die Johannismesse des Jahres 1497 war jetzt herangekommen, und die alte, weitbekannte Reichsstadt füllte sich mit handelslustigen Gästen. Besonders das in so gutem Rufe stehende Wirthshaus zum Spanbett konnte kaum die Zahl der Einlaßbegehrenden fassen, und der Familie Bertholdt und ihrer Dienerschaft fehlte es nicht an Arbeit und Mühen. Unter der Menge der Gäste befand sich auch ein fremder zugewanderter Be-

nebsttinernd, ein äußerst gutmüthiger und frommer Mann, der aber durch seine ungewöhnliche Wohlbeleibtheit ziemliches Aufsehen erregte, um das sich jedoch der gute Vater Anselm nicht im geringsten kümmerte und ruhig und getrost seinen gewohnten Weg fortging.

Während mehrerer Tage schon hatten die Messgeschäfte stattgefunden zur allgemeinen Befriedigung der Käufer und der Verkäufer, und obgleich es bei Bertholdts gar unruhig und durcheinander herging, wegen der vielen, vielen Fremden, so konnte sich's Wilhelm doch nicht versagen, allabendlich über die Schindbrücke hinüberzugehen, um auf einige Augenblicke seine vielbeschäftigte Martha zu sehen und zu sprechen und ihr dann treuherzig die Hand zu drücken und eine gute sanfte Nacht zu wünschen.

Solches geschah denn auch am Abend des Freitags nach dem Sankt-Ulrichstage. Die zehnte Stunde nabete heran und Wilhelm schritt langsam, doch innerlich vergnügt, über's Wasser hinüber und öffnete die Thüre des stillen Vaterhauses, das einen schroffen Gegensatz bildete mit dem soeben verlassenen Spanbett, wo noch lustiges Treiben herrschte und lautes, belebtes Gespräch an den mit Krügeln und Bechern reichlich besetzten Tischen, wo sich's die fremden Kaufleute wohl sein ließen nach den ermüdenden Geschäften des Tages. Vater Anselm, dem's durchaus nicht gemüthlich war in diesem wirren Durcheinander, hatte sich, nach genossenem Nachtmibz, bereits in sein einsames Stübchen begeben, droben im zweiten Stockwerke, sein Abendgebet gewissenhaft verrichtet und ruhig und getrost sich zu Bette gelegt. Nach und nach wurde es auch stiller in der geräumigen Wirthsstube und alle Bewohner des Hauses suchten ihr Lager auf, ohne die geringste Ahnung zu haben, daß die beginnende Nacht eine unheilvolle Schreckensnacht werden sollte.

Um im Vorderhause Raum zu schaffen für die zahlreichen, gut bezahlenden Gäste, begnügten sich Meister Bertholdt und die Seinen, während der Messe, mit dem kleinen, an das Kaufhaus stoßenden Hintergebäude, in welchem, durch die Sorgfalt der umsichtigen Töchter, zwei sonst unscheinbare Stuben ziemlich wohnlich hergerichtet worden.

Mitten in der Nacht brach Feuer aus in der großen Wirthsküche! Wer sich einer unverzeihlichen Versäumniß dort schuldig gemacht hatte, konnte niemals ermittelt werden; vermuthlich war die Küchenmagd unvorsichtig gewesen mit glimmenden Kohlen, und wie ein Dieb listig einbricht in der Nacht, so war auch der Brand ausgebrochen, heimlich und tückisch, zur Mitternachts-

stunde, als alle Insassen des übervollen Spanbetts im ersten Schlafe lagen!

Die Küche, in der die Flammen bald lichterlos glüheten, befand sich im Bodengeschloß und ihre Fenster gingen auf die Straße hinaus. Im Innern des Gebäudes, beim Eingang in die Küche, zog sich der breite Hausehren hin und führte zu den hölzernen Treppen, die in wenigen Augenblicken vom wüthenden Feuer ergriffen wurden, so daß Rettung aus den obern Stockwerken auf diesem Wege nicht mehr möglich war, und doch schliefen so Viele, Viele dort droben in sorgloser Ruhe!

Glücklicherweise kam eine der städtischen Scharwachen eben über die Schindbrücke herüber, und stützte nicht wenig, als sie die hell erleuchteten Fenster der Spanbettküche erblickte. Die fürsichtigen Sölbner merkten gleich, daß da drinn ein Brand wüthe, und: Fyrio! Fyrio! der Markt und Bein durchschneidende Feuerruf, schallte endlich durch die menschenleere Straße. Der Anführer der Wache schickte sogleich einen der Männer hinüber an's nahe Münster, um die Wächter von dem ausgebrochenen Feuer, das sie noch nicht sehen konnten, zu benachrichtigen, und es währte nicht allzulange, so erdröhnten die grellen, rasch sich folgenden Schläge der Sturmglocke über die friedlich ruhende Stadt, und riefen zur Hülfe wach. Das große Hausthor, welches in den Hof des Spanbettes führte, war natürlich fest verschlossen, und doch mußte man hinein, wenn Hülfe geschafft werden sollte. Mit ihren gewichtigen Hellebarben stießen die Scharwächter dran, um die vom zerstörenden Feuer Bedroheten aufzuwecken. Lange regte sich nichts, und schon begannen zwei der Stadtsölbner, die mit Streitärten bewaffnet waren, eine Oeffnung zu hauen in das feste Thor. Der im kleinen Hinterhäuschen schlafende Vater Bertholdt war endlich erwacht, und schlaftrunken eilte der Ueberraschte mit dem Schlüssel herbei und schloß zitternd auf.

„Um's Himmels willen, Meister Bertholdt,“ rief der Anführer der Scharwache, der mit seinen Leuten in den Hof drang, „rettet Euch! Eure Küche steht in hellen Flammen, und das Feuer greift um sich mit wüthender Eile! Schon brennen die Stiegen!“

„Großer Gott, erbarme dich unser!“ jammerte Bertholdt; „und die vielen Fremden droben in ihren Zimmern! Die können nun nicht mehr herunter!“

Vorerst aber dachte der Bestürzte an die Rettung der Seinen. Er eilte zurück in's Hintergebäude und weckte Frau und Töchter, die erschreckt auffuhren bei der unheilvollen Kunde.

Mittlerweile war's lebendig geworden in den vor einer halben Stunde noch so friedlichen Straßen und Plätzen der alten Reichsstadt. Der schrille, gellende Klang der Sturmglocke hatte Alles auf die Beine gebracht, und zum Helfen bereit strömten die Bürger herbei. Die Feuerspritzen rasselten heran mit ihren muthigen Mannschaften. Leitern, Haken und Seile wurden herzugebracht und mit Macht begann der Kampf gegen das zerstörende Element. Freilich, in solch vortrefflichem, musterhaftem Zustande, wie heutzutage, befanden sich die damaligen Lösch- und Rettungsanstalten, die bürgerliche Feuerwehr, noch nicht, und der Bote will hier mit Freuden die Gelegenheit benützen, um Straßburgs wackern, der größten Gefahr unerschrocken trotgenden Bekämpfern der Flammen und ihren umsichtigen, erprobten Führern wohlverdientes Lob und rückhaltslose Anerkennung zu spenden; sie haben sich Alle schon hohes Verdienst erworben um die liebe Vaterstadt! Ehre und herzlichsten Dank ihnen für ihr aufopferndes Bestreben!

Wir kehren wieder zum brennenden Spanbett zurück, um welches herum lautes, wirres Treiben herrschte, doch in den bedroheten Räumen des flammennden Hauses, da herrschten Noth und Elend und Jammer!

Unser junger Waffenschmied war bei den ersten Schlägen der Sturmglocke aus süßem Traum erwacht, aufgesprungen und an das Fenster seiner Schlafkammer geeilt. Keine Brandbröthe, kein Feuerschein waren sichtbar, nur durch die nächtliche Stille tönten laute Stimmen und Gelärm, drüben von der linken Seite der Ill her, an sein lauschendes Ohr.

„Barmherziger Gott, das kommt von Bertholdts herüber!“ rief der erschreckte Wilhelm, „sollte ihnen ein Leid widerfahren sein! Fort, fort!“ Hastig fuhr er in die Kleider, eilte die Treppen hinab und rannte beflügelten Schrittes über die Brücke, woselbst er gleich die Feuersbrunst im lieben Spanbett, dem trauten Vaterhause seiner theuerwerthen Verlobten, gewahrte.

Mit beklommenem Herzen stürzte der junge Mann zum Thore hinein in den Hof. Rathlos standen die Scharwächter da, denn noch fehlte es an geeigneten Mitteln, das Feuer zu bekämpfen, welches schon durch die Fenster des ersten Stockwerkes knisternd herauszüngelte und immer höher und höher hinauf flackerte. Der Hülfseruf und das Wehgeschrei der dort broden im sichern Schlaf überraschten Fremden klangen schauerlich hernieder; keine rettende Treppe war mehr vorhanden, und nichts anderes blieb den Unglücklichen übrig, als hinauf auf den großen, noch un-

versehrten Speicher zu flüchten und von dort aus Rettung zu suchen auf diese oder jene Weise; hoffentlich werden die noch herbeizubringenden Leitern und Seile hoch und lang genug sein, um zur Flucht vor den Flammen benützt werden zu können. Jammern und Händeringend, fast verzweifeln, standen die Eltern Bertholdt und ihre jüngste Tochter im Hofraum und starrten in das Flammenmeer hinein, ohne gewahr worden zu sein, daß Martha fehlte, was jedoch Wilhelm's späherndem Auge keineswegs entging.

„Um Gotteswillen, wo habt ihr meine liebe Martha gelassen!“ rief er ängstlich; „ich sehe sie ja nirgends!“

Blötzlich erwachten die Angerufenen aus ihrer Betäubung und Schwester Elisabeth sagte: „Sie wird noch in unserm Schlafstübchen sein; als der Vater uns weckte, erschrak sie so heftig, verlor ganz den Kopf, und wollte trotzdem unsere Habseligkeiten, besonders die leghin von Euch erhaltenen Geschenke, zusammenpacken und mit herausnehmen, damit das Feuer sie nicht verzehre. Jetzt reut's mich, daß ich nicht bei Martha geblieben bin!“

Blitzschnell schoß Wilhelm durch den Hof, dem Hinterhäuschen zu, dessen Thür weit offen stand, wie auch die des Schlafstübchens. Mengstlich schaute er hinein und erblickte seine Martha, regungslos am Boden liegend, neben ihr das Bäckchen, welches sie retten wollte. Der jähe Schrecken hatte der liebenden Jungfrau ganz die Besinnung geraubt. Zu ihr hinein, sie auf die Arme nehmen und heraus in den Hof tragen, war das Werk eines Augenblicks. Hier schlug die Ohnmächtige langsam die lieben, blauen Augen auf und lächelnde wehmüthig ihren Wilhelm an, dann die Eltern und die Schwester.

„Hier kann Martha unmöglich bleiben,“ sagte Wilhelm, „drum erlaubt mir, Vater Bertholdt, daß ich sie hinüber trage zu meiner Mutter, die wird ihr alle Sorgfalt angebeihen lassen.“

Und so geschah's. Wilhelm ließ seine Zielgeliebte unter der Mutter sorgsamer Obacht und eilte wieder hinüber an die Unglücksstätte, um helfend beizustehen mit Rath und That.

Unterdessen hatten die Flammen immer weiter um sich gegriffen; das obgleich reichlich hineingespritzte Wasser vermochte nicht sie zu dämmen. Aber auch hohe Leitern und Rettungsseile waren herbeigeschafft worden, auf und an denen eine große Zahl der Gäste, die sich auf den Speicher geflüchtet hatten, Rettung fanden. Einer nach dem Andern schlüpfte durch die Dachluce, betrat die angelegte Leiter, auf der er sicher herunter in den Hof gelangte, oder klammerte sich an dem

mit einem starken Haken versehenen Seile fest und ließ sich daran herab.

Jetzt jammerten und beteten noch sechsundzwanzig todesbange Menschen auf dem von den Flammen arg bedroheten Speicher; unter ihnen der gute Pater Anselm, der Benediktinermönch, der seine Leidensgefährten durch frommen Zuspruch zu trösten und zu stärken suchte, obwohl es auch ihm nicht ganz leicht zu Muthe war, wenn er die nicht allzu weite Dachlücke betrachtete, durch welche allein der Weg zur Rettung führte. Nun war die Reihe an ihm. Mit einem kurzen Stoßseufzer trat der wohlbeleibte Mann vor die enge Oeffnung, hifste sich, mit Hülfe einiger seiner Schreckensbrüder, hinauf in das „Tagloch“, wie die Straßburger sagen, und begann, sich hinauszubringen, um die Leiter zu erreichen. Als er so mit der Hälfte des Körpers draußen war und noch weiter sich vorwärts arbeiten wollte, da gab's plötzlich einen Stillstand und der arme Pater konnte nun weder vorwärts noch rückwärts, obgleich kräftige Hände verzeifelt an ihm hin und her zerrten. So war denn, leider, der einzige Rettungsweg versperrt, immer höher und höher prasselten die Flammen, der Speicher mit seinem dürren Sparrenwerk fing an zu brennen und sechsundzwanzig Menschenleben gingen elendiglich zu Grunde!

Als der Brand ausgewüthet hatte und das Feuer keine Nahrung mehr fand, da war das stattliche Wirthshaus zum Spanbett ein Schutt- und Trümmerhaufen. Die verkohlten und verstimmelten Ueberreste der unglücklichen Opfer wurden sorgfältig gesammelt und in den Bürgerhospital gebracht, was, wie es in der Chronik so einfach und doch so rührend heißt, „ein kläglich angeischt war.“

Am Montag nach dieser höchst schrecklichen und unglücklichen Freitagsnacht fand die Leichenfeier in der Spitalkirche statt. „Da gingen,“ sagt ferner das Chronikbuch, „die Näht und Einundzwanzig ab der Pfalz zu opffren in dem Spital für die Menschen, die zu dem Spambett so ellendlichen verbrantenn.“

Auf welchem Friedhof das stille Ruhelämmerlein der sechsundzwanzig Unglücklichen gegraben wurde, sagt die Chronik nicht, sondern meldet kurz: „man suort sie auff die spittelgrub.“ — Sankt-Urban, in der Volkssprache „Kurwaaue“ genannt, diente erst um's Jahr 1527 zum Gottesacker.

Nun bleibt dem Boten nicht viel mehr zu erzählen übrig. Obwohl Vater Vertholbt, durch den unerwarteten Verlust seines in so gutem Rufe stehenden Hauses, für einige Zeit in mißliche Umstände gekommen war, so hatte er doch nicht

den Tod eines Gliedes seiner Familie zu beklagen, und man kann auf ihn Schiller's schöne Worte anwenden:

Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.“

Drüben im Goldgießen, in Wilhelms geräumigem Elternhause, fanden die Abgebrannten vorherhand gastliche Aufnahme und sicheres Obdach. Dem Eigenthümer des alten, einträglichen Spanbetts fehlten durchaus nicht die Geldmittel, sein durch die Flammen zerstörtes Haus wieder aufbauen zu lassen, schöner und wohllicher, als es vorher gewesen. Das neue, schnell aus dem Schutt sich erhebende Spanbett stand, bis Ende des vorigen Jahrhunderts, an seiner alten Stelle. Johannes Frieze meldet in seiner „Vaterländischen Geschichte“ vom Jahre 1792, bei Erwähnung des unglücklichen Brandes: „Dieser Gasthof stand nahe an der Schindbrücke, und ist vor wenig Jahren, als man das Kaufhaus vergrößerte, abgebrochen worden.“

Die, vor der Schreckensnacht, zum Brautfest bestimmte Herbstzeit nabete heran. Gerne hätten Martha's Eltern den feierlichen Tag hinausgeschoben bis zur Vollendung des neuen Hauses, allein der ungeduldige Wilhelm ließ nicht nach mit Bitten und Drängen, bis sie einwilligten, daß am Michaelistage die Hochzeit, zwar ganz still und einfach, aber dennoch seelenvergnügt, gefeiert würde.

Der junge, fleißige und geschickte Waffenschmied verlebte die glücklichsten Tage mit seiner innig geliebten Wirthstochter, und Gottes reicher Segen ruhete auf dem treu und festgeschlossenen Ehebunde.

Grausamer Beschluß.

In einer kleinen Landstadt diente seit langen Jahren der geräumige und lustige Speicher des Rathhauses, „d' Buehn,“ wie die Straßburger sagen, vielen Hausfrauen zum Trocknen der Wäsche. Da war's denn gekommen, daß der gemeinsame Speicher, der so bequeme „Drüedelpfatz“, mancherlei Unbill und Beschädigungen erlitt, die Niemand ausbessern oder vergüten wollte. Darob entbrannte der gestrenge Herr Bürgermeister in heiligem Zorn und Amtseifer und rief: „Das ist doch zu arg! Aber von jetzt an will ich auch keinen Menschen mehr aufhängen lassen, als die Rathsherren und ihre Frauen! Punktum! Dabei soll's nunmehr bleiben!“

Dreimalige Frage.

Von reisenden Engländern und ihren höchlichst auffallenden Sonderbarkeiten, ihrem eigenthümlichen und originellen Wesen und Treiben, ist schon manches Kalenderstücklein erzählt worden. Der Bote will hier seinen geneigten Lesern auch eines aufzischen, das vielleicht einem oder dem andern noch unbekannt sein dürfte. Also: Im Gesellschaftssaal eines stark besuchten Gasthofs zu Sachaudefonds, dem gewerbhjamen Städtchen des Neuenburger Kantons, in der französischen Schweiz, in welchem Taschenuhren hundertweise gefertigt und weithin verschendet werden, saß ein wohlhabender Bürger des Orts am hellrothenden Kamin, dem er jedoch den Rücken zuehrte, weil's ihn dort am meisten froh. In's Gespräch mit anderen Gästen eifrig vertieft, merkte der Wärmesuchende nicht, daß die knisternde Flamme den über den Stuhl herabhängenden Flügel seines Kleides anfang zu belecken. Solches aber gewahrte ein im Gasthof eingelehrter Engländer, der einsam und gravitatisch, mit gemessenen Schritten, im Zimmer auf und ab stolzirte. Obgleich der hochsahrende Insulaner noch an Niemand aus der ganzen Gesellschaft ein Wort gerichtet hatte, so konnte er's doch nicht über sich bringen, den ihm völlig unbekanntem, vom Feuer bedrohten Mann, nicht aufmerksam zu machen. Er benahm sich aber dabei, nach englischem Gebrauch, ganz absonderlich, stellte sich steif und fest vor den Brennenden und richtete an ihn die barsche, trockene Frage: „Mein Herr, wie heißen Sie?“ Der Angeredete fand diese unerwartete Forschung höchst sonderbar und ungeziemend, schaute den Engländer scharf an und gab keine Antwort, worauf dieser wieder ernst und kalt seinen einsamen Gang durch den Saal begann. Da er jedoch sah, wie die Flamme ihr Spiel an des Mannes Rockschöß fortsetzte, fühlte er wieder einen Anflug von Erbarmen, schritt nochmals gravitatisch heran und fragte zum zweitenmal: „Mein Herr, wie heißen Sie?“ Gleicher Empfang und gleiche stumme Abfertigung wie vorhin.

Jetzt aber gerieth des Sitzenden Rock in helle Flammen, und zum drittenmal, aber mit weit mehr Ernst und Nachdruck, erklang die Frage: „Mein Herr, wie heißen Sie?“ Nun aber ging dem unbewußt vom Feuer Bedrohten die Geduld aus und er rief zornig: „Suchen Sie Händel mit mir? Nun denn, ich heiße Robert! Was wollen Sie?“

Und ruhig, mit dem größten Phlegma, entgegnete der Britte: „Ei, mein lieber Herr Robert, ich wollte Ihnen bloß sagen, daß Ihr Rock schon

lange glunzt und brennt; wußte aber nicht wie Sie heißen!“

Für Fußgänger!

Drunten in der alten Stadt Trier, freundlich an der Mosel gelegen, führt eine noch aus den Zeiten der dazumal weltbeherrschenden Römer stammende Brücke über diesen von Metz herwogenden Fluß. Die uralte Brücke ruht auf sieben Pfeilern und hat zu beiden Seiten einen hübschen Bürgersteig, ein Trottoir, wie's auf französisch heißt. Ein solcher Steig ist höchst angenehm für die, welche nicht fahren oder reiten. Aber angenehm war's nicht, daß derselbe bisweilen auch von Ochsen und Kühen, ja sogar von Rossen und Reitern benützt wurde, denn die guten und freigebigen Bierfüßler entrichten oft ein Zollgeld, das durchaus nicht verlangt wird und lassen Spuren ihres Wandels zurück, in welche man nicht treten mag. Ueberdies begegnet man dem Hornvieh nicht gern auf schmaler Bahn, denn wenn ein Stier den Kopf senkt, wie zur Verbeugung, so weiß man nicht immer sicher, ob er's aus Höflichkeit thut oder aus andern Absichten. Da hatte denn der mächtige Polizeidirektor ein Einsehen und ließ hüben und drüben Warnungstafeln errichten vor dem Steige, mit den großgeschriebenen Worten: „Für Fußgänger!“ Damit, meinte er, sei die Sache abgethan und in's Reine gebracht; doch, irren ist menschlich!

Als der Herr Direktor, einige Tage später, mit seiner Frau Gemahlin über die alterthümliche Brücke luftwandelte, — er hatte Lackstiefel und sie Seidenschuhe an, — siehe, da trieb ein Bäuerlein unverzagt ein Rudel Schweine über den verpönten Fußsteig, der Herrschaft lust entgegen. Zornig schnaubt der Gestrenge ihn an: „Könnt ihr nicht lesen? Was steht da geschrieben? Für Fußgänger!“ — „Na, sind das da denn Reiter?“ fragte fest der gleich bedachte Bauer, auf seine Säulein deutend, und Alle die es hörten, mußten weiblich lachen, sogar der Herr Polizeidirektor. Und dabei blieb's denn auch.

Das Butterbrod.

Nicht jeder Hausherr, nicht jede Hausfrau machen ein freundliches Gesicht, wenn Cinquartierung angerückt kommt. Das sollte nun freilich nicht sein, besonders wenn's gute Freunde oder sogar Landeskinde sind, die für einige Tage oder Wochen gastliche Herberge begehren. Allein, 's ist halt so und zudem kann nicht jeder Solbat sich mit seiner Manierlichkeit und seinem gesitteten Wesen an den Laden legen. Einer von diesem

Schlage saß branten in Mainz, am schönen Rhein-
strom, hinter dem bustenden Kaffee, der ihm
gleich zum Willkommen aufgetragen worden, und
ließ sich's köstlich munden. Nicht nur warf er ein
Stückchen Zucker um das andere in die dampfende
Schüssel, so lange dies anging, sondern strich auch
die beige stellte Butter sodick aufs Brod, daß es der
guten zuschauenden Hausfrau, welche auf Spar-
samkeit hielt, ganz wehmüthig um's Herz wurde und
fast Hören und Sehen verging. Jedoch blieb sie
mäuschenstill und schluckte den Aerger gebuldig
hinunter. Als nun der leckere Kriegsmann, wie
sie wenigstens meinte, endlich genug gestrichen
und geschmiert hatte, jedes Köchlein im Brod saub-
er verpicht und jedes Plätzchen hübsch ordentlich
unter Butter begraben war, da gab's doch noch
kein Ende, denn erkehrte die Brodschnitte behut-
sam um und verbutterte auch tüchtig die andere
Seite. Das war aber der sparsamen Haus-
frau doch zu arg und sie konnte unmöglich länger
schweigen. „Guter Freund,“ sagte sie spitzig, „seib
Zhr's so von zu Hause gewöhnt? Bestreicht man
bei Euch daheim das Brod auf beiden Seiten!
He!“

„Meint Sie etwa, mein Untermaul sei ein
Stiefkind, was?“ fragt der Soldat mit einem
grimmigen Blick, und der rasche Zorn der Haus-
wirthin schwand wie ein leichter Morgennebel,
denn solche feste Erwiderung war wohl einiger
Loth Butter werth und rief ein beifälliges Lächeln
hervor.

Der Meridian.

Das ist ein lateinisch Wort, meistens bei den
gelehrten Sternkundigen im Gebrauch, und heißt
auf deutsch: Mittagszirkel oder Mittagskreis.
Man versteht darunter eine nur eingezeichnete
Linie, die sich um unsere Erdkugel von Mittag
gegen Mitternacht zieht. Jeder Ort hat seinen
Meridian, daß heißt, wir können uns von jedem
Orte aus einen Zirkel ziehen, welcher den Aequa-
tor und die Pole durchschneidet, und alle Dexter,
die unter Einer Linie liegen, haben zu gleicher
Zeit Mittag. So, dieses wäre ungefähr die Er-
klärung des lateinischen Wortes, welches vor
einiger Zeit dem Hansjörg drüben im Darm-
städtischen viel Kopfbrechens kostete und schlaflose
Nächte verursachte, wie nachstehendes Stücklein
beweisen wird.

Bei der Vermessung der neu zu erbauenden
Strecke der Eisenbahn durch den Obenwald, von
Beerfelden nach Eberbach, machten sich von Seiten
der Bewohner der Dorfschaften, in deren Nähe
die Bahnstrecke vorüberziehen sollte, wie solches

meistens immer geschieht und noch geschehen wird,
eine Menge Wünsche geltend, die sich schnurstracks
zuwiderließen, und jedes Dorf wollte seine Station
oder doch wenigstens seinen „Halt“ haben. Einem
Bauersmann, dem Hansjörg nämlich, welcher
dem leitenden Ingenieur höchst aufdringlich wur-
de, entgegnete derselbe: „Ja, lieber Freund, bei
Euch ist's ganz unmöglich; Eurem Begehren stellt
sich ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg;
die Sache ist nicht ausführbar! Bedauere sehr!“

„Und warum das?“ fragt resolut der Hans-
jörg; „wir in unserm Dorfe verdienen doch wohl
eine Vergünstigung, wenn's sein muß!“

„Kein unmöglich, guter Freund, wie gesagt,“
erwiderte der Ingenieur in wichtigem, geheimniß-
vollem Ton, „ich will's Euch ganz im Vertrauen
sagen: durch Euer Dorf geht der Meridian!“

„Ei, ei!“ brummt kopfschüttelnd der Hansjörg;
„was geht denn diesen Burschen unser Ort an?
Könn't Ihr's ihm nicht verbieten, Herr Ingenieur,
und ihn einen andern Weg gehen heißen?“

„Könn'te wohl,“ war die Antwort, aber das
würde Euch und Eure Mitbürger ein Heidengeld
kosten!“

„Wie viel ungefähr?“

„Nu, wenigstens vierhundert Gulden!“

Die wären aufzubringen, denkt der Hansjörg,
und das Geld könnte nicht besser angelegt werden,
und meine Acker, die angekauft werden müßten,
bekäme ich doppelt und dreifach bezahlt. Ohne
Säumen schreibt er eine Liste für Unterschriften,
behufs Aufbringung der nöthigen vierhundert
Gulden, um dem Meridian, dem tractaten, den
Durchgang zu verbieten, und setzt seinen Namen
obenan mit fünfzehn Gulden, worauf die Liste
von Haus zu Haus getragen wurde.

Des Hansjörgs feiner Plan wollte leider nicht
glücken; überall gab's abschlägigen Bescheid und
seine Unterschrift blieb die einzige auf der Liste.
Der unheilbringende Meridian hatte den Sieg
davongetragen und ging unverhindert durch das
Dorf.

Rechtsschreibung und so weiter.

Die Bildung und Einsetzung einer Beratungs-
behörde in Berlin, für Rechtsschreibung oder
Orthographie der deutschen Sprache, mit der
manche Scribenten oft sehr willkürlich verfahren,
hat einem Wigblatte Gelegenheit und Stoff zu
folgenden Versen gegeben:

Recht denken ist schon Manchem schwer,

Recht schreiben aber ist's noch mehr;

Recht sprechen ist viel schwerer noch,

Recht handeln ist das Schwerste doch.

Du sollst nicht stehlen!

(Mit einer Abbildung.)

In einer der vorzüglichsten Großwaarenhandlungen der böhmischen Hauptstadt Prag war, seit mehr als zwanzig Jahren schon, ein sogenannter Hausmeister oder Aufseher angestellt, der das Zutrauen seiner Herrschaft vollkommen besaß. Anfangs war Meißter Bofeck, durch Fleiß und Treue, auch ganz dieser Gunst und dieses Zutrauens würdig. Aber im Jahr 1780 verheirathete er sich, und mit der geschlossenen Ehe erwachte in ihm leider die Habgucht und mit derselben entstand Untreue gegen seine Herrschaft. Zehn Jahre lang war Bofeck der ehrlichste Diener gewesen, daher sich's nicht zu wundern ist, wenn er nun Betrug und Diebstahl üben konnte, ohne daß man gegen ihn den geringsten Verdacht hatte, so oft ein unerklärlicher Abmangel im Waarengewölbe oder in der Kasse bemerkt wurde. Solches kam jedoch nur selten vor, denn das Waarenlager war groß und sehr geräumig, und nicht jeden Tag, an welchem jaft viel Geld einlief, wurde Nachrechnung und Kassensturz gehalten.

Und eben solche Tage benötigte der listige und diebische Hausmeister zu seinen verbrecherischen Eingriffen in die Kasse. Zum Waarengewölbe und zur Kasse hatte er Nachschlüssel sich zu verschaffen gewußt, und nahm er aus dieser baares Geld, so stahl er aus jenem Zucker, Kaffee und sonstige Sachen. Dabei wußte er so vorsichtig seine Maßregeln zu nehmen, daß er nicht leicht ertappt werden konnte.

Mit der Zeit, nur so allmählig, denn es wäre sonst ja zu auffallend gewesen, wurde der untreue, verschmitzte Diener ein wohlhabender Mann, kaufte sich ein schönes Haus und dazu einen prächtigen Garten. Trotz dieses langsamen Vorgehens fiel es den Leuten doch auf, wie Bofeck so zum Wohlstand gelangen konnte bei seinem bescheidenen Stand und Einkommen, und wenn auch seine Ehe kinderlos geblieben, so machte doch seine Frau einen ziemlichen Aufwand, und auch er ließ sich nichts abgehen, obgleich er den Schein eines flotten und kostbaren Lebens pfüssig zu vermeiden wußte. Von einigen Seiten wurde auch der Kaufherr heimlich gewarnt, denn seines Hausmeisters wachsender Reichthum erregte doch hin und wieder Verdacht und Mißtrauen. Allein Bofeck's Principal hatte nicht die geringste Ahnung von Untreue; er wies diese Verdächtigung geradewegs zurück und gab sogar den Warnern verschiedene ehrliche Wege an, auf denen sein Hausmeister sich etwas verdienen könne neben seinem gewöhnlichen

Bohn. Ja, es war dem Kaufherrn sogar lieber, einen bemittelten Angestellten zu haben, als einen dürftigen.

Endlich kam Frau Bofeck auf's Krankenlager und ihr Zustand wurde höchst bebenlich. Sie hatte um alle Diebereien ihres Mannes an seiner Herrschaft gewußt und auch den Genuß des gestohlenen Gutes nicht von sich gewiesen. Aber da es nun mit ihr zum Sterben, zum Ende ging, erwachte ihr Gewissen. Angeben wollte sie zwar auch jetzt ihren Mann noch nicht, allein unter vier Augen machte sie ihm die ernstlichsten Vorstellungen. „Ich bitte dich, lieber Mann,“ sagte sie, „gehe in dich und laß ab von deinem bisherigen Lasterwege, der dich unfehlbar in Schande und in's Verderben führen würde. Du bist vor allem Mangel geschützt auch auf deine spätesten Tage, hast ein schönes Haus und dazu noch baares Geld. Beides ist geraubtes Gut und das solltest du zurückerstatten. Doch, wenn du dich auch dazu nicht entschließen kannst, so suche durch vermehrten Fleiß und durch vermehrte Treue und Gewissenhaftigkeit deiner guten und wohlwollenden Herrschaft einigermassen zu ersetzen, was du ihr entwendet hast. Ich beschwöre dich, lieber Mann, dieß zu thun und kann erst ruhig sterben, wenn du mir das wirst versprochen haben!“

Die Worte seiner sterbenden Lebensgefährtin machten einen tiefen und gewaltigen Eindruck auf den heimlichen Dieb. Er versprach ihr unter Thränen, nie mehr zu stehlen. Die mit dem Tode kämpfende ließ sich die Hand darauf geben und wiederholte noch einige Mal: „Wenn du dieses Versprechen brichst, so wird Gottes Langmuth endlich ermüden und du wirst untersinken in Schmach und Schande!“ — Nach wenigen Stunden war sie eine starre Leiche! —

Mehrere Monate hindurch hielt Bofeck auf's Pünktlichste das seinem sterbenden Weibe gegebene Versprechen. Als aber sein Borrath an Zucker, Kaffee und andern Dingen aufgezehrt war und er nun sein schönes Geld hergeben sollte für Waaren, die er bisher im Ueberfluß hatte, ja, die ihm sogar reichlichen Erlös eingetragen, da wurde sein Vorsatz wankend, sein gegebenes Versprechen unhaltbar. Ehrlich und redlich wollte er schon sein, aber nur soweit als es ihm keinen Verlust verursachte. Zudem erwachte wieder der alte, böse Geist, und des Versuchers schmeichelnde Stimme flüsterete ihm in's Ohr: „Deine Herrschaft hat's ja und spürt das gar nicht, was du nimmst. Auch ist dies kein baares Geld, sondern bloß Handelswaare, und diese kommt keinen Prinzipal viel wohlfeiler zu stehen als andern Leuten.“ Somit wurde das Gewissen des Unglücklichen nach und nach

eingeschläfert. Wohl kämpfte er noch einige Zeit gegen die immer wieder aufs Neue sich regende Sünde, aber nicht mit gehöriger Kraft und rechtem Ernst, so daß er sich endlich entschloß seinen alten Gang zu thun und sich neuen Vorrath für seinen Haushalt im Waarengewölbe zu holen.

Die zu öffnende Thüre dieses Gewölbes ging auf einen geräumigen Hof, und das Zimmer, welches Voseck als Hausmeister bewohnte, lag in einem andern Theile des weiten Gebäudes. In einer stillen Mitternachtsstunde machte er sich auf den Weg. Wie er aber in den Hof eintrat und die Gewölbthüre ihm zu Gesicht kam, sah er seine verstorbene Frau in Lebensgröße dort stehen; so schien's wenigstens dem, der ein böses Gewissen hatte und auf dem Wege des Verbrechens ging. Die Gestalt war in einem langen, weißen Gewande, ihre Arme hielt sie in abwehrender Stellung gegen den ängstlich Heranschleichenden ausgebreitet, ihr Antlitz zeugte von tiefem Schmerz. Kalt und starr vor Schrecken blieb Voseck während einiger Minuten stehen, wie festgebannt. Als er sich wieder in etwas gefaßt hatte und seine Frau noch vor der Thüre zu sehen vermeinte, kehrte er rasch und zitternd zurück in seine Stube.

Fröstelnd vor Angst und heftiger Erregung legte er sich zu Bette, konnte jedoch die ganze Nacht nicht schlafen. Wohl zwanzigmal erneuerte er dem Geiste der Verstorbenen das Versprechen, welches er ihr auf dem Sterbelager gegeben hatte.

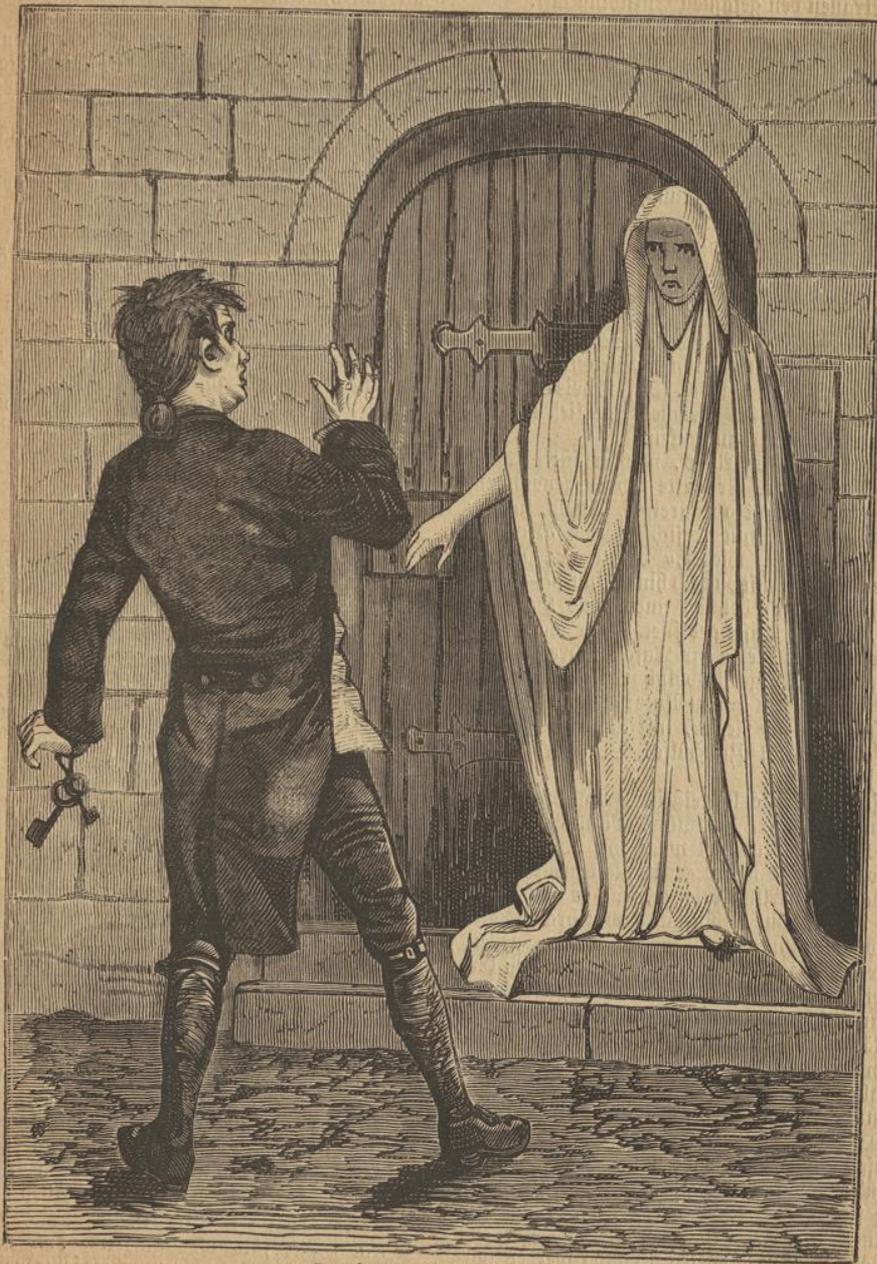
Aber schon nach einigen Wochen kamen ihm wieder andere Gedanken. „Wie, wenn jene Erscheinung nur Täuschung des Mondscheins oder eines Lichtes im ersten Stockwerk gewesen wäre?“ so suchte er sich zu beschwichtigen. „Bist ein so alter Kerl, so lange schon im Hause, hast denselben Weg schon so oft gemacht und niemals etwas Unheimliches gesehen. Gewiß es war nur Einbildung! Versuch's noch einmal! Ist wirklich eine Erscheinung da, so muß ich mir sie näher ansehen, angreifen.“

Und in der That ging Voseck auch schon in der nächsten Nacht seinen alten Diebsweg. Die Mitternachtsstunde war vorüber, kein Mond glänzte vom Himmel hernieder, im ganzen Hause kein wachender Mensch, an keinem Fenster ein Licht. Er nahm seinen ganzen Muth, seine ganze Herzhaftigkeit zusammen, aber siehe da! — Kaum war er in den Hof getreten, so stand seine Frau abermals vor der Thür des Gewölbes. Diesmal blickte er genauer hin. Es war ihre Gestalt, ihr Gesicht, ihre Größe, ihr Blick; nur ernster, fast thränenfeucht. Wieder waren ihre Arme gegen ihn ausgebreitet, aber diesmal drohte sie mit dem Zeigefinger der rechten Hand.

Kalter Schauer überlief nun den Geängsteten; schnell eilte er zurück und verbrachte auch diese Nacht in Furcht und Gebet und mit guten Vorsätzen. Aber Habsucht und Geiz überwältigen auch den besten Vorsatz da, wo man nicht den Herrn und Heiland zum rechten Mitsreiter erwählt, und schlälern das erwachte Gewissen wieder ein. Bei jedem Kreuzer, den Voseck ausgeben mußte für Sachen, welche er früher stahl, erwachte seine alte Habgier, machte er sich Vorwürfe ob seiner Dummheit und Schwachheit. Immer bestimmter suchte er sich zu überreden, daß jene geisterhafte Erscheinung nur ein Gebilde seiner Furcht, ein selbstgeschaffenes Schreckbild gewesen sei.

„Wenn deine Frau dir erscheinen will und kann,“ klügelte er, mit sich selber sprechend, „warum kommt sie nicht hier in's Zimmer, warum läßt sie sich nicht sehen in unserem Wohnhause? Da, wo sie zu sitzen pflegte mit ihrer Arbeit, oder da, wo sie starb?“ — Wenn Voseck solchen Gedanken Raum gab, schaute er Anfangs immer ängstlich umher, gewöhnte sich jedoch bald daran und nahm sich nun fest vor, den mitternächtlichen Gang noch einmal zu machen und seinen diebischen Vorsatz auszuführen, und sollte seine Frau gleich in doppelter Gestalt vor der Thüre stehen. Und wirklich ging er und sah auch wirklich, so kam's ihm wenigstens vor, dieselbe Erscheinung. Mit halbabgewandtem Gesichte trat er auf das Gewölbe zu, steckte den Schlüssel zitternd in das Schloß, die Thüre öffnete sich und ungehindert trat er ein.

Werkwürdig, daß der untreue Hausmeister gerade diesmal in sein Verderben rennen mußte! — In der letzten Zeit war ein neuer Commis in's Handelsgeschäft getreten. Man sprach von den, wenn auch nicht mit Sicherheit behaupteten, doch mit Argwohn vermutheten Diebstählen und Eingriffen in die Kasse. Einige Ladendiener wurden, als verdächtig, entlassen. Der Neuestellte wollte doch Gewißheit in dieser Sache sich verschaffen; denn Redlichkeit, Ordnungsliebe und Unverdroßenheit standen bei ihm in hohen Ehren und galten ihm über Alles. Diese seine Ehrliche machte den Wunsch in ihm rege, daß, während seines Bleibens im Hause, auch nicht der leiseste Verdacht von Veruntreuungen aufkommen möchte. Vor Allem glaubte er Gewißheit sich verschaffen zu müssen, daß wirklich unter den eigenen Hausgenossen kein unehrlicher sei. Er nahm sich drum vor, einige Monate hindurch allnächtlich in einem kleinen, dicht an das Hauptgewölbe stoßenden und mit einer Glashür versehenen Stübchen zu schlafen. Heimlich, von Niemand bemerkt, trug er jeden Abend einige Bettstücken auf die Bank in



Du sollst nicht stehlen!

dem Stübchen und theilte nur seinem Principal im Vertrauen den gefassten Entschluß mit.

Bereits seit etlichen Wochen hatte Rudolph, so hieß der Commis, seine Wachsamkeit ausgeübt, ohne irgend etwas Verdächtiges zu bemerken und schon dachte er daran, sein unbequemes Nachtlager aufzugeben; nur einmal noch wollte er's versuchen. Und eben in dieser Nacht mußte Meister Voseck sich ein Herz nehmen, trotz der drohenden und abwehrenden Erscheinung in das Gemölbe einzubringen!

Kaum hatte der Unselige die Thüre des Waarenraums zitternd aufgeschlossen und der lauschende Rudolph das dadurch verursachte leise Geräusch vernommen, so schlich einmal noch ungesäumt an das Fenster seines Schlafstübchens. Beim Schimmer der von Voseck mitgebrachten Blendlaterne erkannte er denselben sogleich. Er sah, wie der Dieb Zucker und Kaffee sich zueignete und ließ ihn ungeführt seinen Raub aufspacken.

Jetzt hatte Voseck Alles, was er für diesmal mitnehmen wollte. Er hatte sich vorgenommen, die Hauptkasse nicht anzugreifen. Allein, in ihre Nähe gelangt, besann er sich anders. „Kommst ja so bald nicht wieder,“ dachte er, „meinen einzigen Griff kannst du doch hinein thun!“ — Den Schlüssel hatte er bei sich und, um's Handumkehren, war die Kasse geöffnet. Aber wie er mit dem gestohlenen Gelde zur Tasche fahren wollte, sprang der kräftige Rudolph rasch herbei und packte ihn mit dem lauten Rufe: „Spitzbube, hab' ich dich!“ Zugleich rief er, mit lauterer Stimme noch: „Zu Hülf! Zu Hülf! Der Dieb ist erwischt!“

Voseck wollte sich losreißen, doch all' seine Anstrengungen waren fruchtlos. Nun bat er um Gotteswillen, Rudolph möge ihn nur diesmal noch loslassen, er werde gewiß nicht mehr stehlen und wolle gern Alles ersetzen, was er bisher von seines Herrn Gut diebisch an sich gebracht habe, oder wolle es ihm, dem treuen Commis, geben. Dieser aber hatte weder Erbarmen mit dem Ertappten, noch Lust, etwas von dem gestohlenen Gut an sich zu bringen. Er rief im Gegentheil nur stärker um Hülf und Beistand, bis endlich mehrere Hausgenossen herbeigekommen waren. Ein allgemeines Erstaunen entstand, als man sah und hörte, was vorgefallen und wer der heimliche Dieb sei.

Voseck, völlig zerknirscht und zerrüttet, wurde nun in's Wohnhaus des Kaufherrn geführt, und dieser sah mit tiefem Schmerz, wie sehr er sich in seinem Vertrauensmann getäuscht habe, an den wohl die Worte hätten gerichtet werden können, welche Lukas 16, V. 2 stehen: „Wie höre

ich das von dir? Thue Rechnung von deinem Haushalten, denn du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein.“

Auf Befehl seines enttäuschten Herrn wurde der untreue Hausmeister noch in selbiger Nacht in polizeiliche Haft abgeführt und am andern Tage dem Gerichte ausgeliefert.

Reumüthig gestand Voseck alle seine Diebstähle ein, die er nach und nach begangen hatte. Sie betrugen, an Waaren und Geld, nahezu zwölftausend Gulden. Nach den bestehenden Gesetzen hätte er Todesstrafe erleiden müssen, allein die Richter milderten das Urtheil auf lebenslangliches Zuchthaus. Sein Vermögen wurde dem Kaufherrn zugesprochen, welchem es ja doch abgestohlen worden war.

Unter tiefer Zerknirschung schrieb der vom Geiz und von der Habsucht verblendete Hausmeister, während seines Aufenthalts im Gefängniß, Alles auf, was Stoff zu dieser Erzählung geliefert hat.

Pastete und Recept.

In einer kleinen Landstadt hatte sich ein junger noch unverheirateter Apotheker eingebürgert, dessen Haushalt daher auch noch nicht just so bestellt war, daß er zum Muster hätte dienen können. Auf den nächsten Sonntag erwartete der Frauenlose einen ziemlich zahlreichen Besuch von jungen Herren und Damen aus der Stadt, die seine Mittagsgäste sein sollten und worunter vielleicht eine artige zukünftige Lebensgefährtin herauszufinden war. Er wollte drum die angemeldete Gesellschaft bestens empfangen und gastieren. Ein Hauptstück der Mahlzeit sollte eine warme Pastete mit dem erforderlichen Inhalt und Zubehör bilden, und dieses Meisterstück wurde beim weitgereisten Bäcker bestellt, welcher, in außergewöhnlichen Fällen, bis zur schweren Kunst des Pastetenbäckers sich erhob. Der Sonntag kam heran, mit ihm aber auch, in aller Frühe, ein Brief an den Apotheker, mit der unerwarteten Meldung, daß, eingetretener Hindernisse wegen, die Gesellschaft erst in acht Tagen erscheinen könne. Schnell wird jetzt zum Bäcker geschickt und die Pastete, welche so zu sagen fix und fertig war, abbestellt. Der gutmüthige und friebliedende Meister verschluckte geduldig des Apothekers bittere Bille und dachte, da soll halt die merkwürdig gelungene Pastete dem sonntäglichen Bäckertisch zur Zierde dienen; sie wird uns Allen gewiß trefflich munden. Gedacht, gethan.

Dem Bäcker, welcher innerlich doch etwas unwirsch und ärgerlich war, mundete seine meister-

haft ausgefallene Pastete aber so gut, daß er zu viel von seiner eigenen Arbeit aß, sich den Magen überlud und in den Nachmittagsstunden heftige Leibschmerzen bekam. Seine besorgte Frau bat den eben vorübergehenden Hausarzt hereinzukommen und nach dem Patienten zu schauen. Die Geschichte von der abbestellten Pastete und deren schmerzlichen Folgen wurde dem Doktor umständlich erzählt, welcher natürlich das Betragen des jungen Apothekers höchst unbillig fand und sich gleich vornahm demselben eine kleine Lektion zu geben. Er war ein durchtriebener Mann, der Herr Doktor, und liebte es sehr, dann und wann einen kleinen Spaß zu machen. Er begehrt Papier, Feder und Dinte und schreibt flugs ein Rezept, zu dessen Bereitung die kostbarsten und theuersten Sachen aus der Apotheke donnöthen waren.

„So, schickt den Zettel gleich zum Apotheker,“ ordnete der heiter gestimmte Doktor an; „er soll die Arznei, deren Zusammensetzung wohl mehr als eine Stunde erfordert, ungesäumt herrichten. Ihr, Meister Bäcker, trinkt jetzt ein gutes Glas Zuckerwasser, und bis das Apothekertränklein fertig ist, seid Ihr auch eure Leibschmerzen los und könnt dem Pastetenbesteller sagen lassen, er möge das Ding für sich behalten, Ihr wißt nicht mehr, was mit anfangen. Ich hoffe, die scharfe Lektion wird fruchten.“

Und so geschah's.

Nichtet nicht!

Es ist wahrlich etwas Köstliches um einen stärkenden und erquickenden Schlaf, und wer schon, von Krankheit oder schweren Sorgen geplagt, lange schlaflose Nächte durchwacht und durchseufzt hat, wird gewiß von ganzem Herzen dieser Meinung beistimmen. Trogbem kommt einem aber manchmal die Schläfrigkeit höchst ungellegen, und ob man auch dagegen kämpft und rit-terlich sich wehrt, es hilft nichts, der Schlaf wird Meister und man muß sich glücklich schätzen, wenn der schlimme Kumpan nicht gar noch das so fatale Schnarchen im Geleite hat! Solches geschieht bisweilen, besonders in schwüler, drückender Sommerzeit, beim Anhören der Predigt, wo der oder jener Schläfer, — Schläferinnen sind natürlich keineswegs ausgeschlossen, — erst beim Amen wieder aufwacht, wenn die Nachbarn und Nachbarinnen von ihren Sitzen sich erheben. Nun, wer sich in diesem Stüde ganz frei und schuldblos fühlt, wer noch niemals, zur unrechten Zeit, ein sanftes und süßes „Nickerle“ gemacht hat, der lasse seine Zunge spazieren gehen und seinem scharfen Tadel die Bügel schießen! Ein guter

Freund des Boten hat ihm Verse zugesandt, welche den Titel führen: Nichtet nicht! und sich auf dieses Kapitel beziehen. Sie lauten wie folgt:

Es war die Kirchgemeinde vereint am heil'gen Ort,
Das Lied war ausgefungen, verlesen Gottes Wort;
Da sank, nach langem Kämpfen, ein Weib in tiefen Schlaf,

So daß die laute Predigt ihr müdes Herz nicht traf. —
Und immer regelmäßig erschien die Schläferin,
Und wallte jeden Sonntag zum Gotteshause hin.
Dem Pfarrherrn ward's bedenlich; er kehrt beim Weibe ein,

Und fragt, was von dem Schlafen die Ursach' möchte sehn? —

„O Herr,“ begann die Wittve, „bei Tag und auch bei Nacht,

Muß ich auf meine Arbeit fortwährend haben Acht!
Die vaterlosen Kinder, sie nähret nur mein Fleiß,
Und manchmal tollten Thränen mir von der Wange heiß.
So lang ich emsig wirke, kann's ohne Schlaf noch gehn,
Doch wie ich stille sitze, ist's gleich um mich geschahn!
Da fallen, Herr, ich sag' es, blick'schnell, in einem Nu,
Mir ganz unwiderstehlich die müden Augen zu.
Herr Pfarrer, in der Kirche ist mir's schon oft geschahn,
Ach ja, ich muß mich schämen: Sie haben's auch ge-

sehn! —
Und doch, ich kann's nicht lassen, ich muß in's Gottes-

haus,
Wo man dem Herrn lobsinget, Ihn preist Jahr ein

Jahr aus!

Ich suche Seinen Frieden an Seinem Ruhetag;
Und wenn in Seinem Hause ich auch oft schlafen mag,
So wird mein brünstig Sehnen der Vater aller Huld
Mir wohl zu gute halten, mich tragen mit Geduld.“ —
So sprach zu ihrem Pfarrer die arme Wäscherin;
Dem ward das Herz gerührt und mild gestimmt der Sinn.

„Geht nur getrost zur Kirche, dort könnt ihr besser ruhn;
Was Sonntags nicht geschiehet, will ich am Mont-

tag thun:
Ich werde zu Euch kommen und trösten Euer Herz,
Und durch des Höchsten Gnade Euch lindern manchen

Schmerz!“ —

Von denen, welche niemals
Beim Predigen schlafen ein,
Wer wirst auf diese Wäscherin
Den allerersten Stein? —
O laßt uns nicht richten!
Ein Jeder sehe zu,
Daß er, zu Gottes Ehre,
Getreu das Seine thu!

G. A. H.

Belohntes Wassertrinken.

Ein wackerer Dorfmeßger im Schwabenland,
der zugleich, wie's oft vorkommt, eine Wirthschaft
neben seinem Gewerbe hielt, ärgerte sich immer
im Geiste, wenn einer, der allzu viel und allzu

tief in's Glas geschaut, doch nicht genug hatte und noch mehr zu trinken beehrte. Er gab daher Frau und Tochter, welche der Wirthsstube vorstanden, strengen Befehl, keinem Betrunknen, weder um Geld noch gute Worte, geistiges Getränk mehr zu verabreichen. Da kommt eines Tages der immer durstige Hansjakob, so recht „üewerwinblings“ nähend, gegen Abend in's Wirthshaus gewant und fordert mit schwerer Zunge einen Achkreuzerschoppen. Lisbeth, des Metzgermeisters rüstige Tochter, die mit ihrem Strickzeug am Fenster saß, merkt gleich den ange-trunkenen Zustand des herein stolpernden Kunden, denkt an die erhaltene scharfe Anweisung und erklärt ihm daher kurz und bündig: „Von mir erhaltet Ihr keinen Wein, Hansjakob, denn Ihr habt schon genug getrunken. Geht heim und legt Euch auf's Ohr, damit Ihr Euern Kausch verschlafet.“

Da beehrt der Sausbruder gar gewaltig auf und brummt: „Was, Mädel, so grausam bist Du? Willst mir keinen Schoppen heraufholen und ich habe doch so gräßlichen Durst! Nein, Lisbeth, das kannst Du nicht über's Herz bringen! Habe Mitleiden mit dem armen Hansjakob, der ja sonst ein so guter Kerl ist!“

„Darf durchaus nicht,“ versicherte Lisbeth; „der Vater hat's streng verboten. Ich sag's Euch noch einmal, geht lieber heim, und wenn Ihr morgen nüchtern seid, will ich Euch von Herzen gern einen guten Schoppen aufstellen.“

Während dieses Zwiegesprächs war der Metzger in die Stube getreten, sah augenblicklich um was es sich handelte und gab seiner Tochter vollkommen Recht. Inzwischen hatte sich der Hansjakob starrköpfig hinter einen der Tische postirt und trotzig erklärt, daß er nicht eher freiwillig heimgelhe, bis er zu trinten bekommen habe, denn er sterbe schier vor Durst.

„Nun denn, Lisbeth, so gehe'n aus an den Brunnen und hole dem Sausaus einen Schoppen frischen „Schöpfundsechziger,“ ordnete der Metzger lachend an, und rasch und gerne gehorchte das flinke Töchterlein dem väterlichen Befehl. Der Hansjakob aber jauchzte laut auf und rief: „Warte nur, Mädel, Dich will ich springen machen! Du sollst gewiß an mich denken!“

Ein Schoppen Wasser um den andern wurde blitzschnell geleert, und als der unermüdete Trinker es bis zum Duzend, sogar bis zum Schweizerdugend, gebracht hatte, konnte Lisbeth sich ausruhen, denn der heitergestimmte Metzgermeister rief: „Jetzt halt an! Der Hansjakob hat sich nüchtern getrunken und soll drum auch seinen verlangten Achkreuzerschoppen haben!“

Abgetrumpft.

Ein junges vorwitziges Mädchen wollte einen alten Professor, der sich geweigert hatte, in einer Abendgesellschaft beim Pfänderspiel sich zu theiligen, auf ihre Weise necken, und fragte ihn daher, ob er sich getraue, so wie sie gethan, zehn Minuten lang auf Einem Bein zu stehen; sie glaube, daß er damit schwerlich sein Pfand hätte lösen können. „Sie haben Recht, mein Fräulein,“ lächelte der witzige Professor, „daß Sie daran zweifeln, denn ich halte es wirklich für sehr albern, mich mit den Gänsen in einen Wettstreit einzulassen.“

Kindliche Erzählung.

Auf dem Eckstein, am Ende einer belebten Straße der großen Stadt, saß Jakob, ein junger elternloser Bettelknabe. Mit stummem Ersauern blickte er um sich. Er konnte nicht begreifen, warum er immer geschlagen und gescholten wurde, nimmer die sanften Töne der väterlichen und mütterlichen Liebe vernahm, da doch, trotz seiner Jugend, die Zeit, in welcher Elternarme ihn umfingen, noch frisch in seiner Erinnerung lag. Hinausgestoßen zu werden bei Kälte und Sturm, in Lumpen gehüllt, eine schimmliche Brodrinde als Nahrung, war ihm eine ganz neue, eine schreckliche Erfahrung. — Jakobchen wollte darüber nachdenken, wie dieses alles so gekommen. Seine Füße waren bloß und roth vor Kälte, er achtete solches nicht; der eifige Wind blies durch seine spärlichen, ärmlichen Lumpen, er achtete es nicht, — er wollte ja nachdenken. — Wer waren alle diese Leute, welche vorübergingen und so warm und behaglich ausfahen? Wie ging's denn zu, daß diese Alle so glücklich und vergnügt waren und er aber so traurig? Er wußte gewiß, daß Keiner in seinem Herzen so betrübt sein konnte, als eben er. Er blickte hinauf zum kalten, blauen Himmel. Wer wohnt wohl dort droben? — Einst hatte Jemand dem kleinen Knaben gesagt: „Dort oben wohnt der liebe Gott, der sorgt für dich.“ — Wo wohnt Gott denn jetzt? Warum sorgt er denn nicht für ihn? — Ach, wenn er doch nur für einen Augenblick den lieben Gott oder die lieben Engellein sehen könnte, von denen der gute Mann ihm erzählte, als seine Mutter starb! Hatte wohl schon Jemand den lieben Gott oder die lieben Engel gesehen?

Ein Orgelspieler kam des Wegs und stellte sich nahe bei dem armen, sinnenden Knaben auf. Die heiteren Töne der Orgel erleichterten in etwas das bekümmerte Herz, wärmten aber den Frierenden nicht, und stillten ebensowenig seinen

Hunger. Trotz der Musik zitterte Jaköbchen vor Frost und fühlte sich so allein, so verlassen! Der Orgelmann ging weiter; Niemand kümmerte sich um den kleinen Knaben auf dem Ecksteine; ein Jedes hatte so vieles Andere zu bedenken. Kutschen fuhrten vorbei und Karren und ein Bataillon Soldaten marschirte vorüber unter lautem Trommelschlag, aber alles dieses kam dem Kleinen vor wie ein Traum; er wollte nachdenken, und hatte doch so viel Weh im Herzen!

Da schlichen drei Gassenbuben, rohe, wildz Gestalten, hinter Jaköbs Rücken heran; sie lachten und winkten einer dem andern — noch einen Augenblick, und der Jüngste führte einen Stoß und da lag das arme, heimatlose Kind in der Gassrinne. Ein Schrei erschallt, ein herzzerreißender Schmerzensschrei, als er sich aus seiner schmutzigen Lage wieder aufraffte; er blickte den bösen Buben nach, wie sie, brüllend vor teuflischer Lust, davonrannten. — O wie grausam! Wie grausam! Still weinend und frierend schlich der arme hungernde Knabe von dannen. Er wußte nicht, wohin er wollte, er wußte nicht, warum er lebte; er hatte das Gefühl, als sei er am unrechten Plage. Er war ein dürftiges, verlassenes Wesen, das seinen Weg verloren hat, ein geknicktes Rohr, das der geringste Stoß vollends brechen konnte. O dieses kleine zarte Herz, das ein Blick ängstigen konnte, vermochte nicht solchen Stoß zu ertragen!

Nach einiger Zeit stand Jaköbchen wieder an einer Straßenecke, bei einem Obstladen, der mit verlangenden Blicken betrachtet wurde. Ein alter, mürrisch aussehender Mann stand darin. Auch Kuchen lagen auf dem Ladentische, und dem armen kleinen obdachlosen Knaben wässerte der Mund, als er sah, wie ein Junge nach dem andern kam, seinen Pfennig hinlegte und nach einem Kuchen griff. Er hatte leider keinen Pfennig, und obgleich der Hunger ihm aus den Augen sah, bot ihm der alte mürrische Mann doch nicht einen Bissen an. Ob der Mann vielleicht gar nicht denken konnte? Ach! hungrige Gesichter waren für den nichts Neues mehr, schon lange war er daran gewöhnt.

Da nabete der Versucher. Der alte Mann hatte den Rücken gewendet; ein nichtswürdiger Bube stand neben dem verlassenen Jakob. Er stieß ihn mit dem Ellenbogen und flüsterte ihm zu: „Du, nimm einen; wir wollen dann theilen!“ Aber unser armer Knabe schaute dem Versucher fest in's Gesicht. Er sah etwas in den tiefenden Augen, die ihn musterten, das ihn beben, das sein Herz klopfen machte.

„Ich sag' dir, greif zu!“ stachelte heimtückisch

der Bube; „ich will nichts verrathen, auch den Kuchen nicht allein verzehren.“

„Ich mag nicht stehen!“ sagte fest und entschleden das arme Kind.

„O du Narr!“ höhnte der Versucher und schlug ihm grausam und heftig auf's Auge. Der unversehens erhaltene Schlag schleuderte Jaköbchen gegen die Wand, und das so stark, daß sein ganzer schwächlicher Körper erbehte. Er war ganz geblendet und meinte, die Kehle sei ihm zugeschnürt. Ach, was hab ich dir gethan, daß du mich so grausam behandelst? dachte er; warum beschützt der liebe Gott mich nicht? Es hat niemals, nein niemals, einen Gott gegeben, sonst würde er mich nicht so leiden lassen. Und das muß ich erdulden, weil ich nicht sündigen wollte! — Solches waren des Kleinen Gedanken, denn er konnte nicht reden vor bitterem Schmerz und Weh! Kaum hat jemals ein Mensch in seinem höchsten Jammer mehr gelitten, als dieses bebauernswürdige Waisenkind. Sein Herz wollte zerspringen vor Kummer, und obgleich er es nicht auszusprechen vermochte, fühlte er doch, daß eine große, ungeheure Ungerechtigkeit geschehen war.

Jetzt wollte der betäubte, halberblindete Knabe über die Straße gehen, da schallte plötzlich der ängstliche Ruf: „Zurück! Zurück! Hilf Gott! Das Kind ist unter den Pferden! Zurück! Zurück!“

Gleich darauf klagte eine sanfte Mädchenstimme: „O Mama, unfere Pferde haben einen kleinen Knaben übergerannt! Ach Mama, Mama!“

„Hat der arme Kleine Schaden genommen, Kutscher?“ forschte mitleidig die im Wagen sitzende Dame. Ihr Angesicht war todesblaß.

„Leider ja, gnädige Frau,“ sagt der Kutscher, „er ist schrecklich zugerichtet!“

„Das kommt von eurer Achtungslosigkeit!“ verwies ernst die Dame und befahl: „Gebt den Unglücklichen herein in den Wagen, kehret ungesäumt zurück in's Haus und traget ihn behutsam hinauf in das Schlafzimmer. Nur rasch!“

Jetzt sind die Prüfungen des elternlosen Bettelknaben vorüber. Vielleicht sah Gott, daß er getragen hatte, so viel er konnte, und brachte darum das kleine, gebrochene Herz hierher in den sichern Rettungsort, damit es geheilt würde. Wie blaß, wie ruhig sieht das Schmerzenskind aus!

„O, welch ein liebliches Gesicht!“ sagte leise die gute Dame, als sie sich über den Verwundeten beugte, und ihre Thränen fielen auf seine Stirn, aber er fühlte sie nicht. „Ach, der arme kleine Knabe!“ schluchzte Lenchen, „der arme

kleine Knabe! Wäre er doch lieber auf dem Trottoir oder zu Hause bei seiner Mutter geblieben!" — Das gute Mädchen wußte nicht, daß es in dieser Welt keine Mutter mehr für ihn gab.

Der herbeigerufene Arzt erschien; er meinte, der Kleine sei nicht todt, werde aber wahrscheinlich wohl sterben; ein Hospital befände sich in der Nähe und es würde am besten sein, ihn dort unterzubringen. Aber die gefühlvolle Dame wollte davon nichts wissen; sie selbst wollte den Knaben pflegen, denn ihre Pferde waren es ja gewesen, die ihn so arg zertreten, und darum hielt sie's auch für ihre Pflicht, selbst für ihn zu sorgen. Wahrscheinlich hatte das Kind gar keine Mutter mehr. Ein solcher Knabe, mit einem Gesicht so sanft, so mädchenhaft, so unschuldig und lieblich, würde niemals auf die Straße geschickt worden sein, wenn er noch eine Mutter gehabt hätte. Bei diesem Gedanken rannen der edlen Frau die Thränen über die Wangen; sie dachte an einen Grabhügel, noch nicht einmal grün überwachsen, darunter schlief ihr Söhnlein ganz wie dieses hier. Nein! nein! es kam ihr nicht in den Sinn, den Kleinen von sich zu lassen. Er sollte bleiben, ob er lebe oder sterbe.

Tage vergingen. Endlich öffnete Jakobchen seine blauen Augen, aber seine Besinnung schien noch nicht zurückgekehrt. Sein matter Blick fiel auf seine Hände und er gewahrte, daß dieselben von andern, aber größeren, weißen und zarten Händen gehalten wurden. Das Bett, in welchem er lag, war so schneeweiß und auf allem rings umher schimmerte liebliches, rosiges Licht. „Lieber Gott, ich bin im Himmel!“ lispelte der Kleine freudig; „ja, jetzt wird der gute Gott für mich sorgen!“ — Welch freundliche Erscheinung blickte denn dort aus dem Dunkel hinter dem Bette? Reichel Locken beschatteten ein Antlitz von wunderbarer Schönheit; aus den strahlenden Augen lachten ihm Liebe und Frohsinn entgegen!

„Ach ja, dort steht ein Engel!“ sagte er leise. „Wie froh bin ich! jetzt werden die bösen Buben mich nicht mehr schlagen; jetzt werden sie nicht mehr von mir verlangen, daß ich Aepfel und Kuchen stehlen soll, und vielleicht sterbe ich nie wieder. Jetzt möchte ich Vater und Mutter sehen!“

„Fühlst du dich heute Morgen besser, liebes Kind?“ fragte eine sanfte Stimme. — Der Knabe wandte sich langsam nach der Seite hin, woher die Stimme kam, die nochmals fragte: „Fühlst du dich besser?“

„Ist das Mutter?“ forschte er leise, kaum hörbar.

„Ja, mein liebes Kind,“ war die Antwort, „ich will deine Mutter sein und du sollst mein Sohn sein. Wirst du mich auch lieb haben?“

„Ach ja, ich habe dich lieb, Mutter! Sind wir im Himmel?“

„Im Himmel nicht, mein Lieber, sondern auf Erden, aber der liebe Gott legte dich an unser Herz und wir wollen dich lieben und für dich sorgen. Sieh! hier ist deine kleine Schwester und ihr sollt jetzt zusammen spielen. Komm, Lenchen, und gib deinem neuen Brüderchen einen Kuß.“ — Des Wägbleins rosiger Mund berührte leise Jakobchens blasse Lippen und ein himmlisches Lächeln glitt über sein Antlitz. Kein schimmliches Bettelbrod mehr, keine Flüche, Scheltworte und Schläge. Kein Heischen mehr an den Thüren, kein Hunger, der den Hund auf der Straße um seinen Knochen beneidete. Keine rohe, herzlose Gassenjungen mehr!

Ja, das Alte war vergangen und in heiterer Zukunft winkten Liebe und Heimath, ja selbst Gott der Herr und die Engel des Himmels. Wahrlich, gute Geister hatten über den armen, verlassenen Knaben gewacht und ihn durch Trübsal zur Freude geführt. Wahrlich, von nun an wird er mit felsenfestem Vertrauen seinen Blick himmelwärts richten. Und so kam es auch! Das liebe, gelehrige Kind, ein aus dem Staube aufgeschossener Edelstein, ein Brandholz, aus dem verzehrenden Feuer gerissen, sollte noch als Mann mit seiner heiligen, himmlischen Lehre, die dunkeln Pfade der Welt erleuchten. Der Herr hatte ihn noch bestimmt über's Meer zu ziehen und das Evangelium, die Botschaft des Heils, den armen Heiden zu verkündigen.

Segen über Alle, die ihre helfende Hand verlassenen Kindern entgegenstrecken und ihr Haus zur rettenden Arche für sie machen. Herrliche Sterne werden strahlen in ihrer Krone der Freude, denn gewiß gibt es kein köstlicherer Juwel in der ganzen Welt, als die reine Seele eines kleinen Kindes!

Auflösung der Räthselnüsse:

·B·r·a·d·i·l·l·u·a·t·c· I·A — ·I·h·n·l·u·h·o·z· '·I·h·n·l·a·h·e·z· '·A —
·a·u·n·z· '·a·u·w·z· '·a·u·n·z· '·A·I — ·B·a·n·w·z· '·B·a·n·w·z·
·I·I·I — '·a·n·h·o·z· '·a·n·h·o·z· '·I·I — '·a·p·o·r·h·o·z· '·I